I.

Karl König: Gott

6.7.07.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BR 45 .N48 v.1
Neue Pfade zum alten
Gott

v.1

Neue Pfade zum alten Gott

Herausgegeben von

Pfarrer **F. Gerstung** in **Ossmannstedt.**

Neue Pfade zum alten Gott,

unter diesem Titel soll im unterfertigten Verlage eine Reihe von Schriften erscheinen, die es sich zur Aufgabe stellen, die Erkenntnis wahrer Religiosität und Sittlichkeit unter den Gebildeten unseres Volkes zu fördern und das unantastbare Recht dieser Geistesmächte gegenüber allen ihren Gegnern und Verächtern mit scharfgeschliffener Waffe zu verteidigen.

Verteidigungsschriften des Christentumes giebt es zwar die Menge. Aber zum großen Teile sind sie entweder zu theologisch, um außerhalb der Zunft die Geister anzuregen und festzuhalten, oder sie verteidigen Dinge, die nur in Gänsefüßchen „christlich", in der That dogmatische Hülse und veraltete Denkschale sind. Noch schlimmer aber wird die Sache, wo man, um mit Adolf Harnack zu reden, die Religion anpreist, „als wäre sie eine Ramschware oder ein Universalheilmittel für alle Gebrechen der Gesellschaft, ... ein ethisches und soziales Arcanum, um alles Mögliche zu conservieren oder zu bessern."

Wir haben keinerlei dergleichen Nebenzwecke, weder kirchliche, noch politische, noch soziale. Es liegt uns lediglich daran, Frömmig-

keit und Sittlichkeit in ihrer Lebensnotwendigkeit, Herrlichkeit, Hoheit und Macht, damit aber zugleich die **christliche** Religiosität und Sittlichkeit in ihrer ganzen schlichten Größe zu erfassen und den Suchenden unserer Tage vor die Augen zu stellen.

Das kann freilich nicht geschehen, ohne daß unsere Verteidigung der religiös-sittlichen Mächte des Menschengeistes zugleich zum scharfen Angriffe auf die noch immer nicht ganz überwundene Naturphilosophie des Monismus wird. Sie hat als „Weltanschauung" ihre Versprechungen ganz und gar nicht gehalten und wird und kann sie nicht halten. Das Leben hat selbst in den einfachsten Formen jeder „wissenschaftlichen" Erklärung gespottet. Die großen geistigen Imponderabilien aber, die das Menschenleben, das individuelle wie soziale beherrschen, und von deren gesunder Verwaltung Menschengröße und Menschenglück abhängen, haben es gründlich satt bekommen, sich ihrer Hoheitsrechte berauben, durch dürre Verstandesformeln sich erklären oder durch naturpäpstliche Machtsprüche sich wegdiktieren zu lassen. Nur wer dem Dualismus, der Selbstentzweiung unseres Wesens, klar und tief in die Augen gesehen hat, ist fähig, die Einheit zu suchen, die Friede und Kraft und Klarheit bringt. Sie heißt: Gott. Wer aber um seiner vorgefaßten Theorieen willen das tiefe wogenwerfende Meer der Menschenseele zur seichten glatten Lache macht, der verdient die Kriegserklärung und nicht den Lorbeer.

Wir wissen, was wir den Naturwissenschaften verdanken, und wünschen ihre allseitigste Förderung. Aber wir wissen nicht minder, was wir als Menschen uns selber schuldig sind: Achtung und Ehrfurcht vor den Mächten unseres Geistes, die unser Wesen und unsere Art begründen, und deren vornehmste **Religiosität** und **Sittlichkeit** sind und bleiben. Für sie treten wir ein durch Angriff und Verteidigung.

Daß es gerade jetzt geschieht, hat seine einfachen Gründe. Mit dem Abebben der monistisch-materialistischen Hochflut beginnt

die religiöse Sehnsucht sich überall zu regen, und die Zeit ist reifer denn seit langem, sie zu stillen. Es hat das vergangene Jahrhundert durch kritische Erforschung des Christentumes und seiner litterarischen Grundlagen und der religös-sittlichen Lebenserscheinungen überhaupt den Boden soweit geebnet und das Baumaterial so zubereitet, daß das Bauen heute eine Lust und Freude geworden ist. Auch ist uns alles Verschnörkelte und Gekünstelte gründlich fremd und zuwider geworden; der Blick ward frei, wir sehen das Große wieder groß und wissen wieder, daß alles wahrhaft Große einfach und nur das Einfache wahrhaft groß ist. So konnte auch das Evangelium wieder in seiner ganzen hehren Größe und erhabenen Einfalt begriffen werden und seine herzbezwingende Macht offenbaren.

Wir haben diese seine Macht gefühlt, und, wessen wir selber gewiß und froh geworden sind, das wollen wir gedankenklar und frisch zu warmer, persönlicher Darstellung bringen. Alle Schablone soll dabei vermieden werden. Jeder unserer Mitarbeiter soll sich selber geben, wie **er** ist und wie **er** die Dinge ansieht. Wir sind trotzdem dessen gewiß, daß **ein** Geist uns alle leitet, und daß dieser Geist am Geiste Jesu von Nazareth sich genährt und von den großen Lehrern unseres deutschen Volkes, toten und lebenden, geschult worden ist.

Als unseren Leserkreis denken und wünschen wir uns die Gebildeten unseres Volkes, den Lehrer und Künstler, Kaufmann und Beamten, Journalisten, Politiker und Gelehrten, alle, die mit uns die Sehnsucht teilen nach einem Leben der Seele in Gott, wahrhaftig und schlicht, und doch so groß und weit und stark, daß alle wahre Wissenschaft und Kunst, alles redliche Ringen und Schaffen, aller Sonnenglanz und aller Sturm darinnen Platz und Heimat, Stillung und Grundkraft finde.

* * *

Die einzelnen Schriften sollen, soweit möglich, im Abstande von je 2 bis 3 Monaten aufeinanderfolgen und bei ca. 9 Bogen Umfang und guter Ausstattung gebunden je 1,60 Mark kosten bei Vorausbestellung sämtlicher Bändchen; einzeln bezogen 2 Mark. Wir hoffen durch den so niedrig als möglich bemessenen Preis der Sache selbst zu dienen. Folgendes die Titel und die Aufeinanderfolge der einzelnen Schriften.

1. **Gott** — Verfasser:
   Warum wir bei ihm bleiben müssen . . . Karl König.
2. **Die Welt**
   An sich — für mich . . . . . Ferdinand Gerstung.
3. **Der Mensch**
   Wie er sich selber findet . . . . . Carl Neumaerker.
4. **Jesus**
   Wer er geschichtlich war . . . . . Arno Neumann.
5. **Jesus**
   Was er uns heute ist . . . . . Karl König.
6. **Geist und ewiges Leben**
   Warum wir an die beiden glauben . . . Dietrich Graue.
7. **Du sollst**
   Warum dies Wort bestehen bleibt . . . Leonhard Ragaz.
8. **Beten und moderner Mensch sein**
   Wie sich das Beides zusammenreimt . . Günther Wohlfarth.
9. **Persönliches Christentum**
   Das Eine, was uns not thut . . . . . Otto Hering.

Der Herausgeber:
F. Gerstung, Pfarrer
in Oßmannstedt.

Der Verleger:
Paul Waetzel
in Freiburg i. B.

1.

Gott

Warum wir bei ihm bleiben müssen

Von Gott wegzufliehen ist vergebens, nach Ihm hin — darin liegt die einzige Rettung des Menschen.
Carlyle.

Von

Karl König

Freiburg i. B. und Leipzig
Verlag von Paul Waetzel

Greiner & Pfeiffer, Hofbuchdrucker, Stuttgart.

Meinem lieben Bruder Fritz

in herzlicher Liebe.

„Ich glaube an Gott den Vater", wie leicht floß dieses Bekenntnis einst von den Lippen des Kindes! War's ihm ein Sprüchlein, wie andere Sprüchlein auch? War die Freude daran nur die Freude des kleinen Mannes, daß er etwas „kann"? Oder war etwas Tiefes, Warmes, Seliges mit untermengt, weil das Wörtlein „Vater" mit darin stand, und nun der liebe Gott, der die Lichterchen am Himmel entzündet und die Blumen wachsen und die Bäume Aepfel und Birnen tragen und die herrliche Schlittenbahn im Winter vom Himmel herunter fallen läßt, auf einmal ein so liebes, bekanntes Gesicht bekommen hatte — Vater!

Wer mag's wissen, was uns damals durch das kleine Herz bei diesem Worte gegangen ist. Es ist so lange her. Und die Welt hat sich mittlerweile so geändert. Und das Herz ist mittlerweile so gerüttelt und geschüttelt worden, daß die ganze liebe Kindheit rein wie hinausgeflogen ist. Vorbei, vorbei! Wo ist der „Glaube" geblieben, wo „Gott", wo der „Vater"?

Es pfeift durch die moderne Welt die scharfe Luft der „Wissenschaft". Armer Glaube, wie hat die dich gefaßt und von den Straßen des Weltgetriebes weggefegt. Wie vom Nordost des Herbstes das stolze Laub des Sommers von den Zweigen gestreift und fortgewirbelt wird, bis es in Ecken und Winkeln eine Zuflucht findet und angstvoll sich zusammenhäuft und mit gekrümmten Fingern sich zitternd aneinander hält, so wurdest du, armer Glaube, in die stillen Kirchen und stillen altmodischen Familien hineingejagt. Da magst du träumen, magst du sterben. Deine Zeit war. Deine Zeit ist nicht mehr. Wissen ist Macht. Es lebe die Wissenschaft!

Und Gott — auch er ist sterben gegangen und hat sich in ein Grab gelegt. Es ist ja traurig, daß es so kommen mußte. Er war so groß, er war so gut. Wir haben so innig zu ihm gebetet. Er war so lebendig, und alles Leben kam von ihm. Aber das Leben zog aus ihm aus. Er wurde so starr. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Die Gesetze, die Naturgesetze, lähmten ihm zuerst die Hand und dann den Fuß und dann das ganze Leben. Ein gelähmter Gott. Ein toter Gott. Vorbei, vorbei! Das Gesetz hat ihn getötet. Wir aber müssen ohne ihn leben. Und wir wollen leben. Und wollen, wenn es nicht anders gehen sollte, mit zusammengebissenen Zähnen

durch die entgötterte Welt wandern. Wir wollen wahrhaftig sein, und sollte das Herz sich daran verbluten. Es lebe die Wahrheit!

Und Gott — unser Vater! Ja, das war das Schönste an dem Kindheitstraume, den die Menschheit und wir einst mit ihr geträumt. Aber die Zeit des Traumes ist vorbei. Das Leben ist Kampf. Der Starke steigt auf, der Schwache wird niedergetreten. Hunger und Liebe heißen die Räder, die das Leben treiben. Und Tausende geraten unter und zwischen sie und werden zermalmt von ihnen. Und die Statistik kommt und zählt und zählt, kalt, unerbittlich, das Elend und die Krankheit und die Vererbung und beleuchtet hell, scharf, erbarmungslos das Heer der Uebel, das ausgegossen ist über diese Welt. Fort, du Traum von dem Gotte der Liebe! Hoboken, Malaga, Pecking, Südafrika reden eine andere Sprache. Hinweg mit dir, du weiche, weibische Glaubenswelt! Du machst uns schlaff. Du erwartest vom Himmel, was nur die eigene Thatkraft gebären kann. Du wirbst um Mitleid. Wir wollen kein Mitleid, wir wollen Gerechtigkeit. Du rühmst uns „das geruhige und stille Leben". Ja, wenn wir alt sind; für jetzt aber Raum dem Kampfe, dem Wettkampfe unter gleichen Bedingungen! Und darum „Landgraf, werde hart"! Es lebe der Kampf, der Vater der Dinge! Es lebe

die Gerechtigkeit, die Mutter des sozialen Fortschritts! — — — — — — — — — — — —

Wie viele, denen so oder ähnlich der Sturm der modernen Gedanken durch Kopf und Herz gegangen ist! Und wahrlich, es waren die Schlechtesten nicht, die mitten drin in diesem Sturme gestanden sind mit fliegendem Haar und glühender Seele. Es mag wohl bequemer gewesen sein, sich vor dem Sturme in die Stube des Althergebrachten zu flüchten und abzuwarten, was da draußen werde. Gar nicht zu reden von denen, die von Geistesstürmen so wenig berührt werden, wie das Grautier vom Trompetengeschmetter der Schlacht. Wo die Rosse wiehern, zittern, schnauben, läßt das Grautier träumend die Ohren hängen. Wo die Geister in Erwartung beben und scharfe Schlachten schlagen, dreht der materialistische Stumpfsinn am Stammtische und sonstwo die Daumenwelle träger, sinnlicher Gewohnheiten.

Doch wir wollen jetzt keine Abrechnung mit dem praktischen Materialismus halten. Wohl wissen wir, daß er der eigentliche, furchtbarste Feind alles höheren Geisteslebens ist. Aber uns interessieren hier die Menschen, die, an den alten Glaubensformen irre geworden, mit der Form den Glauben selber verloren haben und doch nun, trotz aller gesteigerten Erkenntnis durch die Wissenschaft und

trotz aller Vergeistigung des Lebens durch die Kunst, den Verlust nicht verschmerzen können. Wir möchten mit denen Zwiesprache halten, die auch da, wo sie dem „Glauben" den Abschied gegeben haben, es nicht leichtfertig thaten, sondern weil sie aus subjektiver Wahrhaftigkeit sich dazu gedrungen fühlten. Denn die aufrichtige Gottesleugnung ist uns achtbarer als das traditionelle Glaubensbekenntnis aus bequemem Munde. Der ehrliche Zweifler ist uns lieber als der gedankenlose Gewohnheitschrist. Und selbst unsere furchtbarsten r e d l i c h e n Feinde vermögen wir noch für gottgesandte Freunde zu erachten. Und sollten sie mit Grauen „Zuchtrute" und „Gottesgeißel" genannt werden, so liegt uns in diesen Namen nur dies, daß uns die Rute, die Geißel not that. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Und seine Kirche züchtigt er nicht zuletzt durch jene gigantischen Geister, wie Nietzsche einer war. Diese Sturmentfeßler sind nicht unsere Feinde. Man ringt mit ihnen, kämpft mit ihnen, erstarkt an ihnen. Weit gefährlicher sind die Väter der künstlichen Windstille in den Kirchen, in den Schulen, auf den Regierungssesseln. Da möchte man beten: „Herr, sende den Sturm auch zu ihnen!" Oder hat die Kirche Christi jemals im Sturme Schiffbruch gelitten? Niemals! Wohl aber in der Windstille.

Drum schelte ich nicht den Sturm. Drum klage ich die nicht an, die mitten drin im Sturme des modernen Denkens gestanden haben oder stehen. Was immer er auch ihrer Seele nahm oder gab, ich möchte zu ihnen sprechen von dem, was all diese Stürme in meiner Seele nicht haben entwurzeln können, und ihnen auch sagen, warum sie es nicht entwurzeln konnten. Es ist das alte schlichte Glaubenbekenntnis:

Ich glaube an Gott den Vater.

I.

Ich glaube.

Ich glaube! Ja, das ist das Erste, was mir geblieben ist. Ich habe erkannt, daß, so wichtig das „Wissen" für den Menschen ist, die tiefsten Grundlagen seines Lebens doch „Glaubensgrundlagen" sind und bleiben. Noch rede ich nicht vom eigentlich religiösen Glauben, ich rede vom Glauben schlechthin.

Von Glaubenskräften zehrt und ernährt sich, wie ich sehe, unser ganzes Seelenleben. Die Ermöglichung des Geisteslebens überhaupt liegt darin,

daß jedes erwachende Geistesleben an seine eigenen Offenbarungen — g l a u b t. Es glaubt das Kind an die Bilder seiner jungen Seele. Es glaubt an die tiefen Gefühlsregungen seines kleinen Herzens. Und dieser ganz unmittelbar mit jeder gesunden Geistesverfassung gesetzte S e l b s t g l a u b e ist die notwendigste Unterlage alles Wollens, Denkens, Handelns. Mit Skeptizismus kann ein Leben gar nicht einsetzen. Er ist die späte faulende Frucht verdorbener Seelensäfte. Mit dem Glauben an sich selbst setzt das Leben ein. Nur weil der Selbstglaube mit uns selber seine Augen aufschlägt, übertragen wir als Kinder unser Innenleben so froh und stark auf die äußere Welt. Es fragt das Kind gar nie und nimmer, was die Welt an sich ist. Was sie ihm selber ist, darum kümmert es sich und macht sie sich selber fortwährend so zurecht, wie es selbst sie braucht, prägt ihr das eigene Leben auf. So werden Wolken zu Wölfen, bemooste Steine im grünen Walde zu Stühlchen, drauf die Englein sitzen.

Und wie die Phantasiebilder der eigenen Seele zunächst keinem Zweifel begegnen, ebensowenig die Gefühlsschwingungen des Herzens. So dunkel die Nacht sein mag, an des Vaters Hand wird sie dem Kinde licht; die Furcht ist vorbei. Der Glaube an den Vater treibt die Furcht aus der kleinen Seele aus. Und wenn die Rute der Mutter noch so un-

sanft trifft und heiße Thränen aus den Augen quellen, gleich darauf schlingen die Aermchen sich wieder um den Hals. Der Glaube an die Mutterliebe siegt über die Züchtigung.

Ja, als wir Kinder waren — —

Getrost! In dieser Beziehung bleiben wir Kinder unser Leben lang, Kinder der Urkraft, die uns werden ließ. Was aus Glaubenskräften gezeugt ist, muß sich von Glaubenskräften nähren, solange es lebt. Ich meine, es sei gar nicht so schwer, dies einzusehen. Wir wollen die Glaubenswege, die unser Leben wandelt, als gesundes Leben auch wandeln muß, ein wenig verfolgen. Erst die einfachen, dann die verwickelten.

1.

Der unmittelbare Naturgrund unseres Seelenlebens ist das Gefühl. Da wohnen jene dunklen Mächte, die zwar der Verstand teilweise in Klarheit fassen, der Wille zügeln und regeln kann, die aber doch zuletzt etwas Unerklärliches, ganz Unberechenbares, unserer ganzen Eigenart zu Grunde Liegendes sind und bleiben. Von Liebe und Haß wird unsere Seele bewegt. Hier zieht uns eine dunkle Macht schier unwiderstehlich zu einem Menschen hin,

dort stößt sie uns von einem andern ab. Wir wissen selber nicht, warum. Wer, der mit ganzer Seele geliebt hat, hätte erst verstandesmäßig zergliedert, warum? Er fühlte nur eines, den starken Ruf seiner Seele, sich anzuschließen, sich hinzugeben, und *glaubte* diesem Rufe. Und hätte er *beweisen* wollen, einem *anderen* zwingend beweisen wollen, daß er mit Recht da liebte, wo jener Abneigung empfand, alle Worte wären Wasser in ein Sieb gewesen.

Aber wollen wir etwa deshalb der Liebe selbst den Abschied geben? Soll etwa der Märker, der seinen Sand und seine Kiefern und sein weitgespanntes Himmelszelt mit allen Fasern seiner Seele liebt, die Heimatliebe aus seinem Herzen reißen, weil er dem Sohne der Alpen nicht den exakten Beweis dafür erbringen kann, daß man so etwas lieben, so etwas schön finden müsse? Ich glaube, der Märker würde sich bestens bedanken und dem Alpensohne heim nach seinen Alpen leuchten, selber aber zähverwurzelt mit seinem Sande bleiben.

Und doch ist das nur die blinde, triebartige Liebe. Wo aber bleibt vollends der den anderen bezwingende Beweis gegenüber jener hohen geistigen Liebe, die für die, die sie liebt, ihrer selbst klar bewußt, alles, selbst das Leben opfert? Kann man je einem Banausen den Beweis dafür liefern, daß solche

Liebe das wahre Leben sei? Der, welcher sie sein eigen nannte, wie keiner wieder, hat auf diese Frage nur die starke Antwort gehabt: „Ihr sollt eure Perlen nicht vor die Säue werfen." *)

Man sieht, man muß an Liebe glauben können, um Liebe üben zu können, und man muß Liebe geübt haben, um Liebe würdigen zu können. Der Glaube und die That sind hier alles, verstandesmäßig beweisen läßt sich hier so gut wie nichts.

Und nun gar die Hoffnung! Gesundes Seelenleben ist ohne sie gewiß nicht denkbar. Wem kein Hoffnungsfunke mehr tief innen in der Seele glüht, der ist lebendig-tot. Er lebt im Gestern, hat kein Morgen mehr. Aber kann man auch Hoffnungen „beweisen"? Viele von ihnen bewahrheiten sich selbst, viele widerlegen sich nachträglich. Aber in demselben Augenblicke sind sie auch schon das Gegenteil geworden von dem, was sie waren, sie wurden: Erfüllung oder Enttäuschung. Die Hoffnung selber aber ist ihrem Wesen nach die Unberechenbarkeit selbst. Man kann sie wohl „bedingungsweise" berechnen: Wenn das und das eintrifft, dann muß das und das werden. Ja, wenn! In diesem Wörtlein „wenn" steckt ja das Fragezeichen, das hier alles „Wissen" zum „Glauben"

*) Matth. 7, 6.

macht, das über alle und jede Zukunftsberechnung das große X der Hoffnung setzt.

Aber wo überhaupt noch „Berechnung" vorherrscht, da haben wir noch gar nicht die Hoffnung selbst vor uns, da streift sie uns nur leicht mit ihrem Flügel. Sie selber aber in ihrer ganzen Macht und hehren Größe tritt uns da entgegen, wo sie alle berechnende Klugheit, allen wohlausgeklügelten Plan, auch alle Berge von Kleinmut und Sorge und Resignation mit Riesenhänden beiseite schiebt und an den Himmel selbst ein einziges leuchtendes Wort hinschreibt: Dennoch!

Dieses Wort schrieb sie einst in dunklen Tagen an den Zukunftshimmel Israels, und Generation auf Generation wanderte ihm entgegen, bis sich die Zeit erfüllte und auf Golgatha ein Kreuz der Wendepunkt der Zeiten ward. Dieses Wort schrieb sie einst an den Zukunftshimmel unseres lieben deutschen Volkes, und unsere Väter wanderten ihm, Generation auf Generation, durch Krieg und Pest und Ohnmacht und Zerrissenheit entgegen, bis vor Paris die Kanonen donnerten und die deutsche Kaiserkrone, romfrei, wahrhaft deutsch, ein edles greises Haupt zierte. Und dieses Wort schrieb sie in anderem Sinne durch einen Thüringer Bauernsohn wieder hin an den Zukunftshimmel der Menschheit, und wir selber wandern ihm entgegen durch Niederlagen

und durch Siege, durch Stumpfsinn und durch seichtes Behagen, durch Wissensernst und Wissensflachheit, durch Glaubenszuversicht und Kirchenarmseligkeiten — — o Hoffnung, große, starke Tochter unseres Vaters selbst, bleib bei uns und lehre uns, daß wir dich recht verstehen und nimmer jenes dummdreiste Lächeln des müden Besserwissens auf den Lippen haben!

Wenn ich dich recht verstehe, je recht verstanden habe, so bist du der große Lebenswille unserer Seele selbst, der weder will, daß wir in des Tages Erbärmlichkeiten ertrinken, noch will, daß wir vom Schicksale uns zermalmen lassen, sondern tapfer, groß und lebensgewiß ein „Vorwärts" für jedes Heute, ein „Ich will" für jedes Morgen haben.

„Ich will", das ist das Werden. „Ich weiß", das ist das Gewordensein. „Ich will" ist glühende Sonne. „Ich weiß" ist erstarrte Erde. Nur wo Wille ist, ist Werden; wo Werden ist, ist Zukunft. Wo aber Zukunft ist, ist Glaube. Wer will es wagen, ihn zu entwurzeln?

2.

Ein anderes. Aus den Tiefen unserer Seelen quillt auf der Drang nach Schönheit.

Schönheitswanderer sind wir alle. Wir suchen nicht nur Brot und Fisch und Fleisch und Rechenexempel in dieser Welt. Nach Schönheit hungert unsere Seele. Doch sagt, kann man auch Schönheit — „beweisen“? Oder ist sie nicht vielmehr ein holder, wundersamer Schleier, gewoben aus den zartesten Seelenfäden, von jedem gewoben nach der Art seiner eigenen Seele, von jedem ausgebreitet mit eigener Seelenhand über die Welt an sich, also daß sie für mich wird eine eigenartige, ganz andere, mich selbst mir widerspiegelnde, mit mir redende, mit mir träumende, mit mir zürnende, mit mir jauchzende Welt? Empfinden auch nur zwei ganz überein, wenn ihr Auge die Welt des holden Scheines trinkt? Gewiß werden sie bei gleicher Bildung, gleichem Blute, gleichen Gemütszuständen in neunundneunzig Teilen überein empfinden können. Und doch bleibt sicher noch ein Teil zurück, den dieser so und jener so in seiner Seele wertet. Aber selbst wenn sie ganz gleich empfänden, so könnten sie sich das wohl gegenseitig sagen und erläutern, aber beweisen, warum sie diesen Schein der Dinge in ihrer Seele um zur Empfindung des Schönen wandeln, ja, wer kann denn das? Das ist ja ein ganz unerklärlicher Prozeß, so rätselhaft wie unsere Seele selbst.

Und könnte man es beweisen, wie dies, daß

zweimal zwei vier ist, dann gäbe es ja gar keine verschiedene künstlerische Auffassung der Dinge und des Lebens mehr. Dann wäre die Normalästhetik flugs fix und fertig, wohlgebucht wie die Ergebnisse der Mathematik, unwiderlegbar wie die exakte Naturwissenschaft. O Welt, wie wärst du da wunderschön! Aus Kunst würde Handwerk, aus freiem, schöpferischem Seelenleben ein Rechen- und Musterbuch. Gott sei Dank, daß wir nicht nur aus Verstand gewoben sind! Daß wir es nicht sind, da liegt unser Reichtum, unsere Lebensfülle: die unendliche Umschaffung, Umwertung der Welt durch uns selbst.

Aber wie soll man denn da nur in der Kunst zum „Objektiven" kommen, wenn dem schrankenlosen Subjektivismus solche Preislieder gesungen werden? Ist doch schon das Bild der Welt, das unsere Netzhaut uns vermittelt, eine Welt des Scheines, eine Welt des Menschenauges, die auf Schritt und Tritt uns Täuschung für Wahrheit, Schein für Wirklichkeit anbietet. Kann doch schon ihr gegenüber der Verstand gar nicht genug Aufpasser, Kritiker, Wachtmeister sein. Was aber ist nun vollends, verstandesmäßig, objektiv beurteilt, diese Welt der seelischen Schönheit, die sie preisen! Ein Traumland ist's, eine Einbildung! In den Schein der Dinge bilden sie sich selber noch oben-

drein hinein. Der Schein ist wenigstens noch in jedem Spiegel, jeder Linse, auf jeder Netzhaut derselbe. Das Auge im Kopfe sieht, wenn's nicht geradezu farbenblind ist, doch noch so ziemlich dasselbe, bei genauer Schulung genau dasselbe. Nun aber kommen sie gar noch mit ihrem Seelenauge und sehen in den Schein noch ihre — jeder seine — Seele hinein und taumeln dann schönheitstrunken im Scheine, im Widerscheine ihrer selbst. Heißt das den Selbstbetrug nicht auf die Spitze treiben? Sollte man's von Wissenschafts- und Wahrheitswegen nicht mit aller Energie bekämpfen?

Lacht nicht! Dieser vollendete Unverstand hat sogar schon in in der Kunst seine Jünger gehabt. Der „konsequente" Realismus jüngst vergangener Tage wollte ja nichts anderes, als wenigstens die Seele von dem Scheine subtrahieren, und nur den Schein, den Augenschein, den er etwas großartig „die Wahrheit" nannte, künstlerisch noch gelten lassen. Ich weiß, es stak auch darin etwas vom heroischen intellektuellen Wahrheitsernste unserer Tage. Aber war es auch eine gute Augenschule, ein selbstmörderischer Heroismus war es doch. Er hätte mit einem vollen Siege in Dichtung und Kunst der Kunst und der Dichtung selbst den Tod gebracht.

Nein! Bleibt Gläubige, ihr Jünger der Kunst, reine, gläubige Kinderseelen, die an die

Offenbarungen ihrer eigenen Seele glauben und sich selber mit dem Scheine vermählen, daß ihr Leben sein Leben, ihre Seele seine Seele werde!

Was stehen wir hier doch vor einer wunderbar gewaltigen Nötigung unserer Seele! Die Seele kann nicht in sich selber bleiben, sie muß sich selber hinhauchen auf das teilnahmlose Angesicht der Welt. Und sobald sie das thut, vollzieht sie damit eine That der Selbstbefreiung nicht nur vom rohen Stoffe der Dinge, sondern auch von der Naturgebundenheit des Sinnenauges. Das Sinnenauge *muß* nach dem allgemeingültigen, objektiven Gesetze des Auges sehen, aber sein gesetzmäßiges, insofern objektives Bild übermalt die Seele, schneller wie der Sturmwind den Himmel mit Wolken, mit ihrer Subjektivität, mit all den Lichtern und Schatten, dem Jauchzen und Trauern, dem Grübeln und Fragen, den Schauern und dem Evangelium, die sie selber in sich trägt.

Welche *Umschaffung der Welt* findet damit statt, welche *Werte* steigen auf, welches Gold hebt sich aus unserer Seele unergründlichen Tiefen! Tritt ab großer Rechenmeister Verstand, verstumme „exakte" Wissenschaft! In diese Tiefen steigt ihr nicht hinab. Laßt uns nur *glauben*, glauben an die Schönheit, glauben an die vielgeschmähte Phantasie!

Ich glaube.

Lasset uns Alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!
— — — — — —
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige!

Aber was so groß und mächtig aus den unerklärlichen Tiefen unserer Seele steigt, muß das nicht irgendwie im schöpferischen Urgrund alles Lebens selbst begründet sein? Und wenn wir es nimmer „beweisen" können, gebietet uns nicht schon die Bescheidenheit, zu glauben, daß nicht wir einzig und allein die Schönheit auf die Welt hinzaubern, sondern daß die ganze Welt selber eine Tochter auch der Schönheit ist, und daß im ganzen Bereiche des Werdens eine schöpferische Schönheit selbst als wirkende Kraft sich offenbart? Gewiß, ich „weiß" es nicht, ob die Lerche eine Empfindung für die jauchzende Schönheit eines Maienmorgens hat, aber meine Seele glaubt es, wenn ihr jubelndes Morgenlied vom Himmel herniederklingt. Gewiß, ich „weiß" nicht, ob die Lilie eine Empfindung davon hat, daß sie schöner gekleidet ist, als Salomo

in aller seiner Herrlichkeit, aber es ist mir, als träume sie still davon, wenn der Morgensonnenstrahl im Tautropfen ihres Kelches sich spiegelt. Sollte wirklich nicht ein dunkles Schönheitsempfinden, ein dunkler Schönheitswille die ganze Welt durchwalten, um dann in der Menschenseele volle Klarheit, volles Licht zu werden? Ich wenigstens *muß* das glauben, und tausend stille Zeichen deuten mir darauf hin. Oder vollzieht sich nicht im ganzen Bereiche des Lebens die „Zuchtwahl" auch unter *ästhetischen* Nötigungen? Und der Drang, sich zu schmücken, den Liebende stets offenbaren, waltet nicht nur im Menschenreiche. Wer Augen hat, zu sehen, dem weiß die stolze Mähne des Löwen und des munteren Hänflings erglühende Brust und der Goldglanz auf kleinen Flügeldecken davon zu berichten.

Aber selbst, wenn dem nicht so wäre, müßten wir *um unser selbst willen* nicht dennoch *glauben*, daß schon *mit dem Leben selbst* der Drang nach Schönheitsgestaltung, die Fähigkeit der Schönheitsempfindung gesetzt sei? Denn nur kraft solchen Glaubens wird die Schönheitsfrage mehr als eitel Luxussache, wofür noch immer die Banausen sie erklären. Sie wird *Lebensfrage*, und zwar der tiefsten eine. Daß aber wirklich der Schönheitssinn, der künstlerische Sinn aus

der Tiefe unseres Lebensurgrundes quillt, dafür ist mir neben der fast unbewußten künstlerischen Bethätigung der Naturvölker, bei denen die Liebe zu ihren Waffen in künstlerischen Waffenschmuck sich wandelt, auch auf der Höhe aller Kultur ein deutlicher Fingerzeig gegeben. Denn wahrlich, nicht die Kleinsten unserer Künstler wachsen noch heute plötzlich daher, woher man es nie gedacht, aus Bauernhäusern! Betrachtet man sonst gern, um aus dem Müllerhandwerk einen Fachausdruck zu wählen, die Kunst als den Kaiserauszug der Kultur, also als das Geriebenste, Durchgesiebteste, Feinste, was die Mühle der Kultur erzeugt, so ist das zwar für mancherlei Kunstwerke eine sicher zutreffende Betrachtung. Aber unsere Bauernhäuser sind ja in dieser Kulturmühle noch nicht einmal ihrer Hülsen entkleidet, geschweige zu Kaiserauszug verarbeitet worden. Und dennoch tauchen plötzlich Männer, wie Thoma hier und Stuck da, aus dem Lebensurgrunde unseres Volkes, dem Bauerntume, auf und stehen als Meister da, verkörpernd in sich, wie Hans Thoma, ein gewaltiges Stück der deutschen Volksseele in der ganzen Art ihrer seelenvollen Kunst.

Ich sage, da ist's verlorene Liebesmüh, mit Vererbung u. s. w. den landesüblichen naturwissenschaftlichen „Beweis" antreten zu wollen. Hier heißt

es: glauben! Glauben, daß die Schönheit hervorquillt aus dem schöpferischen Urgrunde alles Lebens, der auch der Urgrund aller Schönheit ist. Und ich meine, erst wo vor allem der Künstler selbst diesen hohen, großen Glauben demgegenüber hat, was seine Seele drängend füllt, da erst kann überhaupt die wahre, reine, freie, hohe Kunst in seiner Seele geboren werden. Das Publikum tritt ab. Es schweigt das Geschäft. Es empfängt des Künstlers Schaffen seine religiöse Weihe und damit höchsten Wert und und höchste Selbständigkeit. Sie leitet ihren Adel und ihr Adelsrecht, die Freiheit, ab vom Centralquell alles Lichtes, alles Lebens. Es geht durch des Künstlers Seele etwas von dem Worte, das Nietzsche in einer großen Stunde in seiner dionysischen Weise von sich sprach:

„Jetzt tanzt ein Gott in mir."

Und was von dem Künstler im besonderen gesagt ist, es gilt vom Genius überhaupt. Wir stehen da auf Glaubensgrunde. Und wenn wir das ganze „Milieu" sorgsamst durchsucht haben, zuletzt stehen wir, wenn anders wir keine verbohrten Dogmatiker sind, dem Genius gegenüber jedesmal vor einem unergründlichen Durchbruche jenes Urquells, in dem alle Kräfte gesammelt ruhen, um zur geeigneten Stunde in eines Erwählten Seele sich zu gießen. Und fragt man diese Erwählten selbst,

dann antworten sie voller Demut und doch voll des höchsten, reinsten Stolzes: „Es kann keiner seiner Größe eine Elle zusetzen, ob er gleich darum sorget“*) und „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“**) Und steht man sinnend und fragend vor der wunderbaren Thatsache, daß aus schlichtesten Verhältnissen die größten Genien gewachsen sind, so giebt ein Geistesgewaltiger, der seines Zeichens Teppichmacher war, die tiefsinnige Antwort: „Auf daß kein Fleisch sich rühme vor dem Herrn.“ ***)

Ja, hier ist heiliges Land, Glaubensland.

3.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Mensch sein heißt wahlfrei sein. Wir allein müssen, einem unentrinnbaren Zwange folgend, die Selbstentzweiung in Gut und Böse an uns voll-

*) Matth. 6, 27. **) Joh. 3, 8. ***) 1 Kor. 1, 29.

ziehen, müssen scheiden zwischen Gut und Böse, müssen wählen zwischen Gut und Böse, müssen zu Gericht sitzen über uns selbst, Segenspender unser selbst durch das Gute, Furien uns an die Fersen heftend durch das Böse.

Ganz gewiß haben Hunderte von Geschlechtern vor uns an der inhaltlichen Bestimmung dessen gearbeitet, was gut, was böse sei. Wir nehmen mit der Muttermilch den sittlichen Gedankengehalt unserer Zeit in uns auf. Das ist für den Durchschnitt ein Glück. Aber nur was unserer ganzen persönlichen Seelenverfassung entsprechend ist, wandelt sich um in persönliches Leben. Oft ist das recht wenig. Oft mehr Sitte, als Sittlichkeit. Das andere wird ausgeschieden oder bleibt als Ballast im Kopfe oder — und das ist nur allzuoft das Eigentliche, Große, Wirkliche der Sittlichkeit — sitzt irgendwo zurückgedrängt in einem dunklen Winkel der Seele. Man wagt es nicht ins Licht zu stellen. Man fürchtet seine ernsten Augen. Am liebsten würfe man es ganz aus der Seele hinaus. Aber es zittern die Hände und wollen sich nicht daran vergreifen. Einen Vorhang davor, das ist schon besser! Da machen sie einen Vorhang davor, einen künstlerischen oder sinnlich-materialistischen oder pseudophilosophisch-positivistischen.

Nun aber kommen die großen, aufrichtigen, sich

selber achtenden, Ernst mit sich selber machenden Geister und sehen dies Versteckenspielen und dies Gerede und Geschwätze und Gethue, das immer noch ein jedes Sündengericht mit ein Bißchen Sittlichkeit zu würzen, selbst aus der furchtbarsten Not durch amüsante Wohlthätigkeitsbazare noch eine Tugend zu machen weiß und doch im Grunde nichts so fürchtet, nichts so haßt, als die nackte, ungeschminkte, unerbittliche Sittlichkeit. Und jene Großen faßt ein Ekel und ein heiliger oder furchtbarer Zorn: Entweder alles oder nichts! Entweder die volle, ganze, unerbittliche Sittlichkeit — oder: „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt!“ So scheiden sich diese Geister. Wir haben die Musterbeispiele dafür im vergangenen Jahrhundert gesehen: Kierkegaard hier — Nietzsche dort.

Der Letztere ist der Bekanntere. Auf Grund dessen, was er so unter den Leuten sah, im Vergessen des Goethewortes: „O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt, betrachte, was noch einem jeden bleibt“ auch sehen mußte, verzweifelte er an dem großen „Entweder“ und wählte das mörderische „Oder“. Da raste er im Lande „Jenseits von Gut und Böse“ gegen Götter und Menschen und am furchtbarsten gegen sich selbst, türmte Felsen auf Felsen mit Titanenhänden, bis sie im Zusammen-

sturze ihn selbst erschlugen. Aus Sittlichkeit wollte er die Sittlichkeit vernichten. Die Gegensätze berühren sich. Dieser Antichrist ist im Grunde ein großer Moralist und eine religiöse Natur. Sein Haß ist umgeschlagene Liebe. Sein Kampf aber beweist genau das Gegenteil von dem, was er beweisen sollte. Eine erschütternde Tragik. Ich kann zuletzt solch Schicksal nur so begreifen, daß ein Geist von diesem großen, reinen Wollen sich selbst vernichten mußte, da er aus Verzweiflung an dem Zerrbilde der Sittlichkeit, das er sah, zu sehen glaubte, die Sittlichkeit selbst aus seiner Seele zu verbannen sich vermaß. Kleine, armselige Sinnennaturen können dabei weitervegetieren, reine, große Geister müssen daran sterben.

Doch warum beschwöre ich hier diesen düsteren Schatten herauf? Nur deshalb, weil ich meine, gerade dieser gigantische Kampf eines der Größten unserer Zeit gegen „Gut und Böse" und der nach allen Seiten hin tragische Ausgang dieses Kampfes zeugt nachdrücklicher als viele allgemeine Worte für die Wahrheit des Satzes: Gut und Böse sind nicht nur ein vererbtes und veräußerliches Ausstattungsstück der Menschenseele, sondern die Grundform selbst, unter der das *menschliche* Seelenleben in Erscheinung tritt. Wer diese Form zerstört, zerstört dieses Leben. Wer dieses Leben haben will, kann

es wahrhaft, gesund und voll und ganz nur unter dieser Form, niemals ohne sie, haben.

Aber darin liegt schon dies, daß wir selber diese Lebensform so wenig und so sehr wie uns selber schaffen. Zunächst wächst sie einfach wie die Haut mit der Hand, wie die Rinde mit dem Baume. Kaum ist eine That aus unserer Seele hervorgewachsen, so sehen wir schon, daß sie in dieser Haut gewachsen ist: gut oder böse. Kaum wollen wir etwas thun, so steht es schon vor uns in dieser Hülle: gut oder böse. Es hilft uns nichts, zu sagen: „Ach was, gut oder böse, was schert mich das!“ Es wandelt uns zu Liebe die That so wenig ihr Angesicht, wie der Eichbaum seine Rinde. Nicht, daß wir gezwungen wären, sie zu thun, sie zu lassen. Wir können frei wählen. Ich rede von gesunden Menschen. Wer unter ihnen das Gegenteil behauptet, ist Partei. Aber was wir nicht können, ist dies: wir können unsere Seele an der sittlichen Formgebung niemals ganz verhindern, wenn wir diese auch künstlich hemmen und zur Entartung führen können. Wir können kraft freien Handelns, wie alles Wachstum, so auch dieses beeinflussen, weil von den zwei Grundbedingungen alles Wachstums: schlummernde Fähigkeit und sie auslösende Umgebung, die letztere in hohem Maße in unsere Gewalt gegeben ist.

Aber ob ich nun für künstliche Unterdrückung der sittlichen Kräfte meiner Seele, ob für ihr Herrscherrecht und ihre gesunde Verwaltung eintrete, das ist zuletzt ein Akt der Selbst- und Lebensbeurteilung, der Weltanschauung, kurz *des Glaubens*, und spottet jedes „wissenschaftlichen" Beweises. Denn ob ich auf das „Du sollst" meiner Seele *grundsätzlich* antworte: „Ich will" oder: „Ich will nicht", hängt ganz davon ab, ob ich ihr das Recht zugestehe, mit einem „Du sollst" mir zu kommen. Dieses Recht aber werde ich ihr als ein *unbedingtes* nur dann zugestehen können, zugestehen *müssen*, wenn ich *an sie selber glaube*. An sie selber glauben, das kann aber hier im Ernste nichts anderes heißen als glauben, daß sie in der sittlichen Stimme ein Organ des Guten selber hat, eine Offenbarerin und Vermittlerin eines schlechthin guten, alles Leben durchwaltenden und uns selber gestaltenden Willens.

„Beweisen" freilich, daß es so ist, das kann man nicht. Eine rein verstandesmäßige Beweisführung für das Recht oder Unrecht des Gewissens und damit der Sittlichkeit, ist genau so wenig zu führen wie für Recht oder Unrecht, Wert oder Unwert des Lebens selbst. Man kann das Leben und die Sittlichkeit preisen oder verfluchen, man kann sie für die eigene Person verneinen oder bejahen.

Beweisen aber kann man nur dies, daß sie sind, und wie sie gerade auf einem bestimmten Entwicklungspunkte sind. Aber ob sie mit Recht oder Unrecht sind, ob sie Wert oder Unwert haben, das *glaubt* man eben oder *glaubt es nicht*.

Aber auch die Probe auf diesen Glauben ist verstandesmäßig nicht zu machen, sie macht der Wille durch die Glaubens*that*. Ihre Ergebnisse aber heißen: Friede und Kraft — Unfriede und Unkraft. Und diese Ergebnisse sind wiederum rein *subjektive* Selbstgewißheit, die wiederum als solche auf dem Wege des verstandesmäßigen Beweises nicht übertragbar ist, die nur als Reflex der That in den Tiefen des Gemütes erfahren werden kann. Den Beweis für die Sittlichkeit kann jeder nur sich selbst, keiner dem andern liefern.

Ist aber das nicht eine grundverkehrte Welt! Wäre es nicht viel angenehmer und bequemer und eine gewaltige Erleichterung des Guten selbst, wenn die sittlichen Wahrheiten sich ebenso von Mensch an Mensch, Generation an Generation, schulmäßig, verstandesmäßig zwingend vermitteln ließen wie die mathematischen und exakten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse? Hat einer den pythagoreischen Lehrsatz mir vorgeführt und habe ich ihn im Verstande nachgedacht, dann ist doch aller Streit entschieden, im normalen Gehirn aller

Widerspruch vorbei. Wer dawider ist, gehört ins Irrenhaus! Daß es doch auch mit der Sittlichkeit so wäre!

Wirklich?

Ich denke hier ganz anders und danke meinem Schöpfer, daß er mich vor dem Untergange in die Gattung dadurch bewahrt hat, daß er neben der Welt des objektiven, zwingenden Wissens die subjektive Welt des Glaubens, des sich selbst bezwingenden Willens, des sich selber schaffenden persönlichsten Lebens weit, weit aufgethan hat. O Gott, was wäre das sonst für eine erbärmlich arme Welt, eine Welt der Köpfe, der klügeren oder dümmeren, volleren oder leereren Köpfe — Schulmeister und Schulbuben — das Geheimnis ihrer Größe: die Seßhaftigkeit — ihr Reichtum: Bücher — ihr Charakter: Schema F — ihr leuchtendes Ideal: das Konversationslexikon, die wandelnde Encyklopädie!

Wünscht ihr das wirklich? Wer noch zweifelt, überlege sich einmal, um was er den Schatz des objektiven Wissens im Grunde vermehrt hat, und ob an den paar Strohhalmen das Feuer seiner Seele wirklich genügende Nahrung finden kann! Ich meine denn doch, bei aller Hochachtung vor Röntgenstrahlen und Serum und mathematischen Formeln, den „Faust" können sie uns nie ersetzen, nie ersetzen die Wonnen und das Weh, die Schauer

und die Seligkeiten der um sich selber ringenden, sich selbst gestaltenden Menschenseele.

Aber daß die Menschenseele ringen, kämpfen, im Schweiße ihrer selbst sich zur individuellen Persönlichkeit verdichten kann, dies ward uns allein dadurch gegeben, daß das Festland des Wissens umspült ist vom wogenwerfenden Meere des Glaubens.

Auf diesem Meere liegt unser aller persönlichste Zukunft.

4.

Wir sind auf unseren Verstand sehr stolz. Wir haben seine Kräfte auch prächtig entwickelt. Wir haben kraft seiner die Erde uns unterthan gemacht und vielfaches Glaubensdunkel in lichten Wissenstag verwandelt. Kein Wunder, daß der stolze Verstand für allen Glauben bald nur noch ein Achselzucken hatte. Und doch ging hier dem Verstande der Verstand durch. Wie wäre es, wenn wir ihm „beweisen" könnten, daß selbst er, der Vater des Wissens, aus der Hand des Glaubens lebt? Und das läßt sich „beweisen".

Ich frage zunächst: Setzt unsere Verstandesthätigkeit nicht einen Glauben voraus, nämlich den Glauben eben an den Verstand, an die Vertrauenswürdigkeit, Zweckmäßigkeit seiner Denkgesetze? — Selbstverständlich! — Je nun, so selbstverständlich

dieser Glaube für den Verstandesanbeter, so selbstverständlich ist dem echten Künstler seine Phantasieverehrung, so selbstverständlich ist dem Frommen seine Frömmigkeit, und ebensowenig verständlich ist das alles miteinander dem Skeptiker. Oder hat etwa die rückhaltlose Verstandesverehrung nicht einen herben Stoß durch die Kantsche Erkenntnis erlitten, daß der Verstand bei all der ihm selber eignenden Objektivität doch seine ganze Arbeit vollzieht und vollziehen muß an einem ihm stets in den subjektiven Anschauungsformen des Raumes und der Zeit sich darbietenden Material? Und haben nicht eben deshalb gar manche an einer objektiven Erkenntnis der Welt außer uns total verzweifelt und, wenn überhaupt etwas, dann nur das in uns Seiende als eine Wirklichkeit anerkannt? Ich weiß wohl, daß eine alles negierende Skepsis stets sich selbst negiert und sich selber zuerst den Mund zu verbieten hätte. Aber was ich hier betonen will und um der Gerechtigkeit willen hier betonen muß, ist das: gegen diese radikale Verneinung aller objektiven Erkenntnis hilft durchgreifend und radikal nur dies, daß wir gegen sie als lebenzerstörenden und insofern *moralischen* Unsinn das *Dennoch unseres Glaubens an unsere Logik* setzen, aber eben — unseres Glaubens!

Und das ist ein ganz gewaltiger Glaube. Er

besagt ja nichts weniger als dies: Wir glauben, daß die Gesetze unseres Denkens ein Handwerkszeug sind, kraft dessen wir wirklich die Wirklichkeit unter die Hand bekommen und unseren Zwecken dienstbar machen können. Mit anderen Worten: Die Bahnen, die das ganze Weltall wandelt, unser Gehirn wandelt selbst in ihnen, wir wandeln in subjektiver Erkenntnisbahn die Bahnen des objektiven Weltgeschehens. Und die Subjektivität unserer Erkenntnis ist schlechterdings nichts als die Form, unter der allein der objektive Weltprozeß sich in subjektives Erkennen erheben kann. Fiele diese Subjektivität weg, so fielen wir selber weg und zusammen mit der Objektivität, tauchten unter ins Reich des unbewußten, gemußten Geschehens. Wollen wir aber wir selber bleiben — und das wollen wir denn doch! —, so müssen wir kniefällig danken, daß wir das Objektive in der Form des Subjektiven haben, und müssen glauben: glauben an uns selbst und an die wunderbare Weltordnung, die in uns Subjektives und Objektives auch innerhalb der Erkenntnis zu starker, lebenskräftiger Vereinigung gebracht hat.

Ist's nicht so? Und wenn es so ist, dann fordert der uns innewohnende Wille zum Leben mit dem Glauben an unsere Denkgesetze den großen Glauben an eine Zweckmäßigkeit des ganzen Welten-

alls. Wer ohne diesen Glauben Naturwissenschaft und Astronomie treibt, spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Also auch hier, wie überall: *der Wille zum Leben nicht ohne die Grundlage des Glaubens.*

Aber was hier im allgemeinen behauptet wurde, besteht auch im einzelnen sehr gut seine Probe. Die *Gesetze der Identität und der Kausalität**) sind die Grundformen aller menschlichen Erkenntnis, aber sie beruhen durchaus nicht auf der Erfahrung. Denn wenn ich setze A = A, so ist das ein von meinem Willen gesetztes Axiom. Es besteht diese Gleichheit nur kraft meines Willens. Sie ist die Gleichheit zweier als gleich *gedachter* Größen, während doch im ganzen Bereiche der Erfahrung nicht zwei völlig gleiche Größen gefunden werden können. Also liegt hier im Grunde ein Imperativ, eine That des Willens vor, der sagt: „Was ich als A gesetzt habe, soll A sein und A bleiben."

Und nicht viel anders steht die Sache hinsichtlich der *Kausalität*. Ist es denn überhaupt „beweisbar", daß all das „post hoc", das *Nacheinander*, das und das allein wir bei den Erscheinungen wirklich „beobachten", auch wirklich ein

*) Vergl. Friedrich Paulsen, Kants Verhältnis zur Metaphysik, S. 31 f.

„propter hoc", ein Durch einander, ein Verhältnis von Ursache und Wirkung ist? Oder liegt nicht auch hier ein ursprünglicher Akt unserer geistigen Selbstbehauptung gegenüber den Erscheinungen vor, kraft dessen wir die beobachtete Zeitfolge unter einer unserem Denken innewohnenden Nötigung in das Verhältnis von Ursache und Wirkung umdenken müssen, um so selber die Verursacher der geschauten Erscheinungen werden, die Erscheinungsfolge selbstthätig bewirken zu können? Und thatsächlich bekommen wir kraft dieses zwangsmäßigen Schlusses unseres Geistes: „post hoc, ergo propter hoc" — „Folge, mithin Wirkung", die Dinge in die Hand, und damit ist dann freilich für uns im großen und ganzen die Probe auf das Exempel gemacht. Die menschliche Denkform der Kausalität hat sich zur Fassung der Wirklichkeit als geeignet, als zweckmäßig erwiesen.

Nur bleibt sie natürlich trotzalledem „menschliche Denkform". Denn die „Gesetze", die wir kraft ihrer statuieren, laufen so wenig wie sie selber zweibeinig in der Welt herum, sondern wir wandern kraft ihrer sicherer wie ehedem durch die Welt der „Erscheinungen". Ehedem nasführte uns die Denkform des „Zufalls und Wunders". Das ist gottlob vorbei. Die Kausalität hat dem Zufall das Handwerk gelegt und alles und jedes Geschehen

für unser Denken in den festen Rahmen des Gesetzes eingespannt.

Aber hat denn nun wirklich jemand auch nur annähernd die Möglichkeit, die so festgestellte und erprobte Gesetzmäßigkeit *als Gesetzmäßigkeit des ganzen Weltgeschehens* zu „beweisen"? Es leuchtet wiederum von selber ein, daß das keineswegs der Fall ist. Die Sache liegt vielmehr so, daß die Erprobung der Gesetzmäßigkeit an so und so vielen im Verhältnis zum *Ganzen* des Geschehens ja *herzlich vereinzelten* Erscheinungen in uns *den Glauben an die Gesetzmäßigkeit schlechthin* zeitigt. Und was uns nun auch begegnen mag, ob Irrlichter oder Gespenster oder die wunderbarsten aller Wunder, wir sagen nun *kraft solchen Glaubens* ganz gelassen: „Verzeiht, euere Tage sind vorüber; auch ihr seid, wenn ihr seid, nichts als gesetzmäßige Früchte gesetzmäßigen Geschehens, und soweit ihr etwas anderes zu sein behauptet, seid ihr überhaupt nicht." Ich begegne also, um mit *Friedrich Paulsen* zu reden, all den Dingen dieser Art „nicht mit dem Nachweis der Unwirklichkeit im einzelnen, den ich ja bei dem ewig nachwachsenden Aberglauben in alle Ewigkeit wiederholen müßte, so daß ich niemals zur Freiheit diesen Dingen gegenüber kommen könnte." Ich trete ihnen vielmehr ent-

gegen „mit dem Entschlusse des Willens, das Zufällige, Gesetzlose und Absurde, das die Einheit und Zuverlässigkeit der Natur zerstören würde, nicht anzuerkennen, sondern vielmehr anzunehmen, daß auch die seltsamsten Vorgänge, wenn anders sie wirklich sind . . . in den allgemeinen Kausalzusammenhang sich schicken werden".*)

Genug. Wir sehen selbst hier im Bezirke des ureigentlich „wissenschaftlichen" Denkens: Es wird das Denkgesetz getragen und durchgeführt vom moralischen Willen, es steht auch hier der Wille zum Leben im Bunde mit dem Glauben.

Es kann auch gar nicht anders sein. Es setzt ja der Menschengeist, der als ein König von Gottesgnaden an sich selber glaubt, selber die Gesetze fest, nach denen er sein Reich regieren will. Und das gilt von allen Axiomen unseres Geistes, die wir in Mathematik und sonstwo anwenden. Als „unbeweisbare", in der Erfahrung unbelegbare Sätze sind sie zuletzt Willens-, Glaubenssätze des in ihnen seine eigenen Grundlagen offenbarenden und feststellenden Menschengeistes.

Was an der Quelle selbst dem Menschengeiste entsteigt, ist in der Welt der Sinnlichkeit nicht nachweisbar, ist reiner, ungetrübter Geist und als solcher

*) Kants Verhältnis zur Metaphysik, S. 32.

die gläubig hinzunehmende Voraussetzung unser selbst als geistiger Wesen. Wer das nicht einsieht, dem ist nicht zu helfen. Er mag zusehen, wie er über sich selbst hinwegspringe. Ich bin dazu nicht Jongleur genug.

So stehen denn selbst die „wissenschaftlichen" Kapazitäten auf dem Grunde des Glaubens. Wie viel mehr wir Laien an Wissen und Erkennen! Unser Wissen ist ja zu neun Zehnteln nur ein „Glaube an das Wissen der Wissenden"! Was wissen denn die meisten unter uns von Elektrizität, von der Bewegung der Himmelskörper, von dem Kalender über ihrem Schreibtische, von der Uhr in der Westentasche? Sie glauben, daß das alles in Ordnung ist, weil „Wissende" es gemacht und festgestellt haben. Und die „Wissenden" — es sei uns anderen Sterblichen zum Troste gesagt —, es geht ihnen in tausend Dingen ebenso. Sie fußen glaubend auf dem „Wissen" ihrer Kollegen. Ich weiß, das ist ein ganz unvermeidlicher und durchaus gesunder Zustand. Es ruht ja dieser Autoritätsglaube auf erprobtem Wissen erprobter Autoritäten. Ich will auch weder spotten, noch etwas daran ändern, vielmehr nur konstatieren, was ich sehe. Und ich sehe eben dies: Wir sind noch immer, und werden's auch bleiben, auf allen, aber auch allen Geistesgebieten, recht große „Gläubige".

5.

Es scheint am nächsten zu liegen, daß wir nunmehr alles Wissensfestland hinter uns lassen und stracks den Kiel der eigentlichen hohen See des Glaubens, der Religiosität, zuwenden. Doch wir haben erst noch etwas Wichtiges zu erledigen, um möglichst gesicherte Fahrt zu haben.

Land und Meer, Wissen und Glaube grenzen sich nämlich für viele Augen an vielen Punkten nicht allzu deutlich voneinander ab. Wie wäre sonst so viel Schiffbruch möglich? Es giebt viele Sandbänke und Riffe. Um sie durchaus vermeiden zu lernen, thut es not, das Auge für das Unterscheidende möglichst zu schärfen. Wir versuchen dies dadurch, daß wir genauer als bisher die Merkmale feststellen, die das Wissen vom Glauben scheiden.

Zunächst leuchtet es ohne weiteres ein, daß das Wissen im Verstande, der Glaube hauptsächlich im Gemüte und Willen wurzelt. Das Wissen ist das Ergebnis eines theoretischen, der Glaube das Ergebnis eines praktischen Aktes unseres Geistes. Der theoretische Akt, richtig vollzogen, ist zwingender, uns bezwingender Natur. Wir können uns ihm nicht entziehen, sind ihm gegenüber machtlos. Wer seine fünf Sinne richtig bei einander hat, kann

weder behaupten, daß $2 \times 2 = 5$, noch daß die Sonne viereckig sei. Mithin redet hier der Verstand mit objektiver Macht zu uns, und unsere Subjektivität hat in diesem Falle zu schweigen.

Ganz das Gegenteil beim Glauben. Hier giebt es keinen wie von außen an uns herantretenden, unentrinnbaren Zwang, nichts und gar nichts rein objektiv auf uns Wirkendes. Hier muß kein Mensch müssen. Hier ist das Land der Freiheit. Die Subjektivität hält das Scepter. Aber eben um sich selber zu erhalten und vor dem Untergange in das gelebte Leben zu bewahren, bejaht sie sich selbst. Sich selbst bejahen aber heißt für sie nichts anderes, als ein großes, starkes, nimmer wankendes Vertrauen fassen zu dem, was aus ihren eigenen Tiefen drängend quillt: Liebe, Hoffnung, Schönheit, Sittlichkeit, Religiosität. Auf dem Selbstglauben, dem Selbstvertrauen fußt in alle Ewigkeit diese ganze, weite, weite, göttlich große Welt. Und zwar deshalb, weil sie nur als Innenwelt ihrer selbst gewiß ist, in der Außenwelt aber für den Verstand nie so zur Erscheinung kommt, daß er sie kraft seiner Erkenntnisformen fassen und den „Beweis" für ihre Richtigkeit liefern könnte.

Denn der Verstand als starre, unveränderliche

Gesetzmäßigkeit unseres Denkens ist wohl das beharrende Moment unseres Geisteslebens, aber erst muß für das Denken selbst ein Inhalt geschaffen werden, ehe es mit seinen Gesetzen sich bethätigen kann. Ohne einen irgendwoher empfangenen Inhalt läge der Verstand so still und tot im Gehirne, wie das Strafgesetz ohne Gesetzesübertretung im Strafgesetzbuche.

Dieser den Verstand aus dem Schlummer weckende, in Thätigkeit setzende Inhalt aber strömt ihm entweder von außen zu oder quillt ihm entgegen aus den Tiefen unserer eigenen Seele. Was ihm nun von außen her zuströmt, ist zwar nicht die äußere Welt selbst, sondern die äußere Welt, wie sie durch unsere geistigen Anschauungsformen erfaßt und verwandelt wird, d. h. in Raum und Zeit gebunden, unserem Geiste zur Erscheinung kommt. Auf diese Welt der „Erscheinungen" wendet nun der Verstand seine Gesetze an, zählt, mißt, wägt, beurteilt, begrenzt, sondert, vergleicht, verbindet und macht auf Schritt und Tritt auf seine Resultate die Probe durch das Experiment. Stimmt die Probe, so stimmt die eigene Arbeit. Und die Probe läßt sich machen, weil die beobachteten Erscheinungen bei aller subjektiven Erscheinungsform, in der sie unserem Geiste sich vermitteln, doch ihr objektives Gegenüber in der real-sinn-

lichen Welt haben. Diese reale Welt aber können wir kraft unserer freien That zur Wiederholung der an ihr beobachteten Erscheinungen von dem Augenblicke an zwingen, wo wir deren Zusammenhang als klaren Gedankenzusammenhang im Kopfe haben. Die vollzogene Zurückverwandlung dieser Denkfolge aber in die ihr entsprechende Erscheinungsfolge ist der „Beweis" im exakt wissenschaftlichen Sinne, und zwar der Beweis dafür, daß Denken und Sein sich in diesem Falle gedeckt haben, oder daß die Subjektivität hier die Objektivität in ihre Gewalt bekommen hat. Und dieser Beweis läßt sich experimentell gegenüber allen wirklich erkannten „Erscheinungen" jedem normalen Gehirne liefern. Seine Beweiskraft leugnen bedeutet, wenn nicht den Irrsinn, so doch den Sturz ins Bodenlose des radikalsten Skeptizismus.

So. Das wäre das „wissenschaftliche" Erkennen in genauestem Sinne. Es reicht genau so weit, wie das Experiment reicht. Es ist physikalischer Natur. Wir haben ihm unendlich viel zu verdanken.

Ganz anders nun liegen die Dinge da, wo aus den Tiefen unserer eigenen Seele dem Verstande ein Inhalt zur Beurteilung, Klärung, Feststellung zuquillt. Dieser wandelt sich zwar auch in „Erscheinungen", muß sich in „Erscheinungen"

wandeln, falls er nicht dunkles Chaos bleiben, sondern zu Klarheit und sicherem Bewußtsein kommen will. Und die Phantasie, die bildende, gestaltende, ausgebärende Kraft unseres Geistes ist es, die dem inneren Drängen der Seele Form und Gestalt und damit Anschaulichkeit verleiht. Wo aber findet sie diese Formen, deren sie bedarf, um das wogende Innenleben zu fassen? In sich selber hat die Seele nur flutende Massen, glühende Lava, aber keine Formen. Nun, so holt die Phantasie diese Formen da, wo sie allein zu holen sind, in der Welt der Formen, die uns umschließt, und die schon im Durchgange durch unser Auge aus einer sinnlich-materialen in eine sinnlich-formale Welt verwandelt wird. Gewiß vollzieht sie damit an dieser schon von unserem Auge entstofflichten Welt eine vollends eigenmächtige That. Sie macht sie sich nun auch *geistig* ganz so zurecht, wie unser Geist sie um seiner selbst willen braucht. Wie unter des Midas Fingern alles zu Golde ward, wird unter ihrem Geistesfinger alles zu Geist und Leben, die Morgenröte zur Hoffnung, der Sturm zur Begeisterung, die sengende Sonne zur Leidenschaft, das Rauschen in Busch und Rain zum Liebesgeflüster junger Seelen.

Aber so durchaus notwendig diese Vergeistigung, Symbolisierung der äußeren Wirklichkeiten für den Bestand unseres Seelenlebens ist, so gewiß

wir in dieser Beseelung der Welt erst die tiefe, lebensvolle Vereinigung zwischen uns und der Welt, zwischen Geist und Natur, Bewußtem und Unbewußtem vollziehen, ebenso gewiß stehen wir damit im Reiche unseres ureigensten Lebens, im Reiche der Subjektivität oder des Glaubens, und nicht mehr auf dem Boden des objektiven Wissens und Beweisens.

Selbstverständlich kann der Verstand auch an all diesem zur „Erscheinung" gekommenen, im Worte niedergelegten, in der That wirksam gewordenen, unendlich mannigfaltigen Innenleben seine streng gesetzmäßige, rein „wissenschaftliche" Thätigkeit entfalten. So alle Geisteswissenschaften. Sie zeigen auf, was im Menschengeiste war und ist, und in welcher Aufeinanderfolge es war und ist. Aber die eigentliche Hauptsache, nämlich den Beweis dafür, ob diesem Seelengehalte und der ihn erzeugenden Seele etwas Objektives entspricht, oder ob zuletzt beide nichts als bare Subjektivität und gütigst mit uns selber wachsende Illusion sind, *diesen* Beweis bleibt der Verstand auf ewig schuldig. *Hier ist „wissenschaftlich" nichts auszumachen, da jede Möglichkeit der „objektiven" Probe ausgeschlossen ist.*

Denn wenn auch unser Geist selbst für sein subjektivstes Leben und Weben der äußeren Wirklichkeit

niemals entraten kann, ihr überall die Formen und Farben zur Veranschaulichung seiner selbst entlehnen muß, so handelt es sich ihm doch bei diesen seinen so entstandenen Gebilden ganz und gar nicht um die hinter diesen stehende naturwissenschaftlich-objektive Wirklichkeit, sondern lediglich eben um die Einkleidung, Sichtbarmachung, Veranschaulichung der ihm selber eignenden, seelisch-*subjektiven* Wirklichkeiten. Der Maler, der eine Siegesgöttin malt, hat kein Interesse an dem Körpergewichte und den tausend sonstigen physikalischen Beschaffenheiten des gemalten Weibes, sondern nur an seinem eigenen Geiste, den es „als Bild" in Haltung, Form, Linie, Farbe ihm wiederspiegelt. Mithin steht den „Erscheinungen" unseres Geistes in diesem Falle zwar nicht *eine objektive Welt der Dinge außer uns*, wohl aber *eine subjektive Welt der Empfindungen in uns* gegenüber. Daraus ergiebt sich denn, daß *mangels eines objektiven Gegenübers eine objektive Probe hier völlig ausgeschlossen* und *ein „Wissen" unmöglich*, wohl aber *kraft eines subjektiven, empfindenden Gegenübers eine subjektive Probe* und *eine persönliche „Gewißheit" ermöglicht* ist.

Ist das aber nicht ein armes, traurig

stimmendes Resultat? Ich denke, nein, es soll uns noch fröhlich und von ganzem Herzen dankbar stimmen. Es bedeutet ja nichts Geringeres, als die persönliche Freiheit inmitten einer Welt gesetzlicher Gebundenheit. Doch davon später mehr.

Zunächst sei noch einmal festgestellt, daß wir glücklicherweise gar keine Möglichkeit haben, die Objektivität unserer Seele und das objektive Recht unseres schönen, frommen, sittlichen Seelenempfindens zu beweisen oder zu widerlegen. Schönheit, Sittlichkeit, Frömmigkeit sind vielmehr die Münzstätte unseres Geistes, in der die objektive Welt außer uns die subjektive Prägung und Bewertung empfängt, die sie allerdings auch empfangen muß, um uns einen intimeren seelischen Handel und Wandel in ihr und mit ihr zu ermöglichen.

Aber trotz dieser scharfen Scheidung zwischen der Welt der Werte und der Welt des Seins — ich bin dennoch überzeugt, daß beide eine höhere Einheit haben, daß die eine die andere wie ihre eigene Blüte aus sich heraustreibt. Ich bin überzeugt, daß mein Schönheitsempfinden nur der Augenaufschlag eines die ganze Welt durchwaltenden und gestaltenden Ringens nach Form und Farbe und Schönheit ist; ich bin überzeugt, daß mein Sittlichkeitsempfinden nur der Augenaufschlag eines Willens ist, der ebenso gewiß wie Schwerkraft und Kausalität die Welt im

innersten zusammenhält; bin überzeugt, daß das, was meine Seele über Raum und Zeit und Tod und Grab zum Vater alles Lebens trägt, die Grundkraft meines Lebens selber ist, und bin schließlich dessen, der in ihr sich meinem Geiste offenbart, so gewiß als meiner selbst.

Daß ich aber all dies Unbewiesene, Unbeweisbare glaube, das hat seine schlichten Gründe darin, daß ich nicht die geringste Neigung und noch viel weniger die Pflicht verspüre, mein Bestes, was ich habe, auf dem Altare des Verstandes zu opfern, vielmehr diesen Glauben zur Erhaltung meines ganzen geistigen Lebens naturnotwendig brauche und kraft meiner Vernunft auch rückhaltlos bejahen muß. Es findet meine Vernunft in diesem Glauben nichts Unmögliches, sie findet vielmehr, daß erst diese Ueberzeugungen mir ein volles, ganzes, unverkümmertes Seelenleben ermöglichen.

Freilich, „Vernunftschlüsse" sind keine „Verstandesbeweise", und „vernunftgemäßes" Denken ist etwas anderes und reicht etwas weiter, als „wissenschaftliches Erkennen". Der Verstand geht auf das sinnlich Gegebene und macht an ihm die objektive Probe auf sich selbst. Die Vernunft geht auf das Uebersinnliche, in das sie ihrer Natur nach alles Sinnliche einbetten muß, und macht an der Klärung, Weitung, Erfrischung, Erstarkung unserer

Seele die subjektive Probe auf ihre — Hypothesen und Ideen. Dort heißt das Ergebnis „Wissen", hier heißt es „Gewißheit" oder Glaube.

Schon darin liegt, daß, richtig vollzogen, das vernunftgemäße Denken einerseits mit dem auf sein Gebiet sich beschränkenden wissenschaftlichen Erkennen nie zusammenstoßen kann, und daß es andererseits für unseren Geist ebenso notwendig ist, wie für ein Haus das Dach.

Ja, wenn wir „reiner Verstand" wären, dann könnten wir uns vielleicht damit begnügen, die Welt der sinnlichen Wirklichkeiten verstandesmäßig zu bearbeiten und in exaktes Wissen umzuwandeln, obwohl selbst hier der Verstand mit seinem impertinenten „Warum" kaum je zur Ruhe käme. Nun aber sind wir, Gott sei Dank, mehr als Verstand, sind Wille, Gemüt, Schönheit, Sittlichkeit, Frömmigkeit und in dem allen — Uebersinnlichkeit! Und so müssen wir einfach diese Welt, weil sie als „physikalische" nirgends für uns zureicht, übertünchen, überbauen und hineinbauen in eine geistige Welt, die uns die höchsten Güter unserer Seele garantiert, auf unsere tiefsten Lebensfragen eine Antwort giebt und uns die sinnliche Welt, weil unter Zwecke und Ziele gestellt, begreiflich und damit erst wohnlich macht. Uns an diesem Baue hindern, d. h. drei Viertel unseres Lebens streichen zu wollen, das wäre ein

moralischer Unsinn sondergleichen, und ich denke, den hat man ebenso ernstlich zu vermeiden, wie einen logischen Unsinn. Es verlangt die Welt der Moral denselben Respekt wie die Welt der Logik. Es besteht der Wert eines Menschen zuletzt in seinem guten Willen und nicht in seinem großen Verstande. Es gilt das gute Wort Hiltys: „Was keine anhaltende, ruhig sittliche Kraft giebt, das ist nicht wahr, und was solche Kraft verleiht, das muß Wahrheit allermindestens in sich tragen.“*)

Diesem Werturteile aber widerspricht durchaus nicht die scharfe Scheidung zwischen Wissen und Glauben, die ich oben vorgenommen habe. Denn wenn ich die Grenzen zwischen beiden mir selber auf das Schärfste ziehe, dem Wissen die Welt der gegebenen, insonderheit experimentell wiederholbaren Erscheinungen, dem Glauben die Welt der ästhetischen, moralischen, religiösen Nötigungen, Prägungen, Wertungen zuweise, so thue ich das nicht etwa, um hier ein Armutsatteſt und dort ein Ehrendiplom auszufertigen. O nein! Ich thue es nur um der intellektuellen Sauberkeit willen, die, wie alle Sauberkeit, für die Gesundheit von hohem Werte ist. Und die gesunde Wirkung dieser sauberen Scheidung offenbart sich meines Erachtens dadurch

*) Hilty, Glück I, 135 f.; vergl. auch Paulsen, S. 30.

am besten, daß gerade sie eine wirkliche Vereinigung beider Mächte und damit unserer Seele erst jene innere Einheit der Lebens- und Weltanschauung ermöglicht, deren sie zu ihrer Gesundheit dringend bedarf.

Denn gerade diese Scheidung zeigt ja deutlich dies: Glaube und Wissen verhalten sich keineswegs so zu einander, daß der Glaube der Lückenbüßer des Wissens wäre, viel eher so wie Subjektivität und Objektivität, wachsendes Gewebe und anatomisches Präparat, unmittelbares Erlebnis und mittelbares Gedankenergebnis. Sie sind also durchaus nicht gegensätzliche, sich ausschließende Mächte, sondern gleichberechtigte, aber verschiedenartige Bearbeitungen ein und derselben Welt durch ein und denselben Geist mit Hilfe seiner verschiedenartigen Mittel und Werkzeuge. Nur daß diese selbe Welt bald sinnlich, bald übersinnlich betrachtet und bearbeitet, bald nach ihrem Sein und bald nach ihrem Sinn befragt, bald kühl ins beobachtende Auge genommen, bald vom Meere warmen Empfindens überflutet, bald durchdacht und bald zu dem von uns gemacht wird, was sie sein muß, wenn sie uns genügen soll. Aber welcher Art auch diese Bearbeitungen seien, deren unser Geist sie unterwirft, trotz der ver-

schiedenen Unterzwecke — intellektuell, ästhetisch, moralisch, religiös — haben sie ein und denselben großen Oberzweck, nämlich den unserer persönlichen Selbstbehauptung als Geist gegenüber der Welt des rohen Stoffes.

Denn ob ich das Wettern und Blitzen am Himmel verstandesmäßig bearbeite und als elektrische Wirkungen begreife, oder ob ich es ästhetisch beurteile und in seiner majestätischen Schönheit empfinde und genieße, oder ob es sich schließlich in sittlich-religiöses Erlebnis für mich verwandelt, in Ergebung und Erhebung, Anbetung dessen, den mein Geist hinter allem waltend schaut, so steht das alles Dreies nur unter dem uralten Motto: „Machet die Erde euch unterthan",*) ist auch alles Dreies vollständig gleichberechtigt, braucht sich gegenseitig auch nicht den geringsten Abbruch zu thun und nur dann, wenn ich nach all diesen Richtungen hin die eine „Erscheinung" erfaßt und verarbeitet habe, habe ich sie und an ihr mich selber voll und ganz verstanden und erlebt. Wer aber um der ersten Thätigkeit willen die zweite und dritte, oder um der zweiten und dritten willen die erste unterläßt oder behindert, nur der ist ein dogmatischer Kopf, ein armer Kopf, der sich selber das Leben verengt, statt seine ganze

*) 1 Mose 1, 28.

Fülle erkennend, glaubend, schauend, genießend, handelnd zu erschöpfen.

Solcher armen, dogmatischen Köpfe giebt's freilich leider nur allzuviele in allen Heerlagern des Geistes, unter Theologen, Naturwissenschaftlern, Künstlern. Aber die Zeit wird kommen, und ist hoffentlich nicht allzu fern, wo, um mit Otto von Leixner zu reden, der letzte „Ismus" gestorben sein und ein undogmatisches Christentum einer undogmatischen Wissenschaft und undogmatischen Kunst von Herzen die Hände reichen und man sich über jedes Leben freuen wird, wenn es nur stark, persönlich, redlich aus sich selbst heraus zu leben weiß. Dann erst wird auch jene eigentümliche Angst, die hinter jedem Glauben einen tückischen Feind des „Wissens" sieht, verfliegen. Wohl weiß ich ja, daß diese ängstliche Sorge nicht grundlos war und ist. Nur soll man nicht in die Fehler seiner Feinde fallen. Hat die Kirche sehr oft, zuerst schuldlos und dann schuldig, Wissen und Glauben in ein heilloses Knäuel zusammengewickelt, den Glauben *fordernd*, wo er doch die freiste That der Seele ist, und noch dazu *Glauben* fordernd für Dinge, die durch ein vernünftigeres, sittlich-religiöses Empfinden oder gar ein besseres Wissen längst widerlegt waren, so soll man doch deshalb auf der andern Seite nicht denselben Fehler machen und mit dem Namen der „Wissenschaft"

allerhand philosophische und unphilosophische Glaubensmeinungen decken und ihre Anerkennung kategorisch fordern. Das ist ein ebenso arger Holzweg.

Man lerne doch nur endlich, es sich selber einzugestehen, daß wir ohne „Glauben" gar nicht auskommen können, auch nicht als „Naturwissenschaftler". Denn selbst im Naturwissenschaftler ist der Naturwissenschaftler nur Spezies, der Mensch aber die Gattung. Und dieser Mensch ist und bleibt als Mensch in seinem tiefsten Wesen Glaubensmensch.

* * *

Wird es mir hiermit gelungen sein, im Herzen der Leser die fatale Angst vor dem Glauben schlechtweg zu beseitigen, wie sie, aus einer Ueberschätzung des Verstandes hier und einem Mißbrauche des Glaubens dort geboren, unsere Zeit noch durchwaltet und bei aller Steigerung des intellektuellen Wahrheitstriebes und aller Mehrung des positiven Wissens doch das Leben selbst beengt und verflacht?

Jedenfalls haben wir die Merkmale, die das Land des Wissens vom Meere des Glaubens abgrenzen, zu bestimmen versucht und haben nach bestem Gewissen jedem sein rechtmäßiges Gebiet zuerteilt. Es ging dies freilich nicht ohne einen redlichen Verzicht. Wir verzichteten ein für allemal dar-

auf, in den Dingen des Innenlebens, in Kunst, Moral, Religion die Objektivität des Inhalts zu „beweisen", haben aber dabei doch auch dies erkannt, daß dem Reiche des Wissens gleich-, ja *übergeordnet* ist das Reich der seelischen Gewißheiten, und daß am Steuer unseres Lebensschiffleins heut und morgen und in alle Ewigkeit der Glaube sitzt.

Nun denn wohlan, die Anker gelichtet und hellen Auges und frohen Mutes fort vom Strande des Wissens und hinauf und hinaus auf die eigentliche hohe See des Glaubens, da Einer uns den Sturm und auch die Stille, die Sonne und das Wetter sendet: Gott!

II.

Ich glaube an Gott.

Das ist das Glaubensbekenntnis der Religiosität. Wir wollen ihr Recht vertreten. So müssen wir zuvörderst mit kurzen Worten sagen, was dieses ihr Grundbekenntnis uns bedeutet.

Ich glaube an Gott, das bedeutet mir zum ersten: Ich glaube, daß Gott ist. Ich bin überzeugt von seiner Existenz. Ich sehe alles in ihn hinein, ich sehe alles aus ihm heraus. Nichts ist ohne ihn. Alles ist durch ihn. Er wirkt in allem. Er ist der Einige. Seine Einheit ist das Leben, die Lebensmöglichkeit der Vielheit. Nichts kann seine Lebensbahnen durchbrechen. Alles flutet von ihm her. Alles flutet zu ihm hin. Alles lebt aus seinem Leben.

Es heißt zum zweiten: Ich glaube nicht nur, daß Gott an und für sich ist, sondern daß er für mich ist, für mich etwas übrig hat und ich mich auf ihn als meinen treusten Freund verlassen kann.

Er ist nicht dunkler Lebenswille, sondern lichte Weisheit, lauterste Güte. Vor seinen strahlenden Augen liegt alles hell, was vor den meinen dunkel liegt, und was sich mir wie ziellos, sinnlos, zwecklos beklemmend auf die Seele legen will, vor ihm ist alles lautrer Sinn und hoher Zweck und lichtes Ziel. Und wenn auch tausend dunkle Schicksale als Ohrenbläser kommen und mich an ihm irre machen wollen, ich lasse mich nicht beirren. Ich mißtraue eher mir und meinem Verständnis der Dinge als ihm und seiner Leitung der Dinge. Es müssen alle furchtbaren Gewalten, und wenn sie stürmen, heulen, tosen und das arme, schwache Menschenherz erbeben machen, von seiner gewaltigen Hand gelenkt, dennoch zum Frieden wirken und zum Fortschritte seines Reiches. Seine Weisheit wird dafür sorgen, und seine Güte deckt mir den Tisch. Ich hebe dankend die Hände zu ihm empor, der mir täglich Freude und Erquickung in die Seele gießt, vor Wettern mich beschirmt und vor mir selber mich bewahrt. Ich bin sein und er ist mein.

Und weil ich täglich Gutes über Gutes „ohn mein Verdienst und Würdigkeit" aus seiner Hand empfange und selbst in der dunkelsten Nacht mich seiner Nähe getrösten darf, und weil er selber mir der Inbegriff aller Güte, Hoheit, Weisheit, Lebensfülle ist, so *liebe* ich ihn von ganzem Herzen,

ganzer Seele und aus allen meinen schwachen Kräften. Und diese Liebe erst ist wahrer Glaube.

* * *

Doch wozu all diese Versicherungen? Wer seines Gottes gewiß ist, empfindet all dies viel tiefer, als Worte es sagen können. Und wer seinen Gott verloren hat, dem bedeuten solche Worte nichts oder weniger als nichts: Qual und Sehnsucht oder Ingrimm und geballte Fäuste — je nachdem. Es ist aber vielen in unseren Tagen der Bau ihres Gottesglaubens zusammengestürzt. Und gar manchem ging es dabei so: Erst kamen die Uebel und stießen wider die Hausthüre, daß sie zersplitterte. Dann kamen die Naturgesetze und rannten wider die Grundmauern, daß sie wankten. Dann kam vielleicht Nietzsche und fuhr wie ein Sturmbock gegen das Balkengerüst der Moral, das den religiösen Bau noch notdürftig zusammenhielt. Oder es kam Schopenhauer und der Weltschmerz oder der Materialismus und die Weltseligkeit. Oder aber es kam einer, der sich diesen dreien gar nicht ungern an den Rockschoß hängt — der alte Adam. Er zeltet seiner Natur nach stets da am liebsten, wo Gott am gründlichsten „wegbewiesen" wird.

Doch wie und was nun immer für Stürme kamen und den Gottesbau in Trümmer legten, in anderen Seelen stand er fest trotz alledem. Oder

meint man, jene hätten allein den Vorzug gehabt, im Sturme des modernen Denkens zu stehen? Es wäre das eine sonderbare Einbildung. Wir standen auch darin. Woran hat es dann aber gelegen, daß jenen der Glaube sank und unserer aufrecht blieb? Und warum sollte das, was uns den Gottesglauben sicherte, nicht anderen Seelen denselben Dienst erweisen können? Zuletzt ist Mensch doch Mensch. So wollen wir das namhaft machen, was uns den Gottesglauben gesichert und erhalten, sein Recht über allen Zweifel erhoben hat.

Dies ist es: Wir haben im Gottesglauben eine normale und charakteristische Lebensbethätigung der Menschenseele erkennen und würdigen gelernt.

Versuchen wir, miteinander die Wege zu gehen, die zu dieser Erkenntnis führten. Erst die allgemeinen, sodann die besonderen. Leider müssen wir hier und da die Rodehacke zur Hand nehmen, um wildgewachsenes Gestrüpp zu beseitigen.

2.

Die Geschichte aller Völker, aller Zeiten ist Bürge dafür, daß das Gottesbewußtsein eine nicht zu leugnende Form des menschlichen Bewußtseins

ist. Im Gottesbewußtsein kommt Gott den Menschen zum Bewußtsein, wird zur wirksamen Macht im menschlichen Seelenleben. Ob er selber *ist*, liegt jenseits eines „Beweises". Denn er erscheint nur *im* Menschengeiste, nicht *außer* ihm. So läßt sich die objektive Probe auf seine Existenz nicht machen, er bleibt für die Wissenschaft ein Fragezeichen, eine Hypothese, eine Idee, und so liegt es uns völlig fern, uns mit einem „Beweis für das Dasein Gottes" zu befassen. Dieser Arbeit sind wir durch Kant überhoben worden.

Aber wenn sich auch dies nicht „beweisen" läßt, daß Gott *an sich* ist, dies ist um so sicherer zu „beweisen", daß er *für und im Menschengeiste* und damit *für und in der Menschengeschichte* die Macht ist, neben der alle anderen Mächte, und wenn sie sich auf die Zehen stellen, Zwerge bleiben. Es läßt sich doch kaum etwas in der uns bekannten Menschengeschichte den inneren und äußeren Wirkungen gleichstellen, die von Jesus von Nazareth und von Luther ausgegangen sind. Und das Wirksame in ihnen war die Gottheit in ihnen, ganz einerlei, ob sie subjektive Täuschung oder objektive Realität war.

Und nun die Rodehacke!

Wir müssen bitten, sich das eben Gesagte erst klar zu machen, ehe man in jener bekannten süffi-

santen Manier gewisser „naturwissenschaftlicher" Litteraten Gott als quantité négligeable zu behandeln wagt. Etwas mehr Respekt, wo es sich um eine Macht handelt, die — ganz einerlei, ob man sie in „wissenschaftlichen" Kreisen für real oder irreal ansieht — die realsten, weltbewegendsten Wirkungen hervorgebracht hat und, mit Verlaub, täglich weiter hervorbringt; eine Macht, an der allerdings der Menschenwitz zu nichte wird, die aber nur zu groß ist, um sich in den engen Rahmen des „Verstandes" einfangen und einspannen zu lassen!

Ganz gewiß ist diese Macht nur dem „Glauben" vorhanden, während sie dem Wissen ewig unzugänglich und der Geisteswissenschaft allzeit nur diskutable Hypothese bleibt. Aber so gewiß der Glaube an sie vorhanden ist, so gewiß ist in ihm auch diese Macht vorhanden. Und so *ist* und so *wirkt* sie im Menschengeiste und füllt die ganze Seele dessen, den sie ergriffen hat, und wirkt wie ein Feuer und wie ein Sturm und wie ein seliger Friede.

Es ist eine der jammervollsten Arten von Weisheit, die sich zwar gern mit dem Professormantel der exakten Wissenschaft drapiert, aber doch nur von dem Schlusse lebt: „Was ich nicht weiß, das ist nicht; was ich nicht verstehe, das leugne ich; was ich nicht fühle, ist, wenn es andere fühlen, barer Selbstbetrug."

Was käme denn auf diese Weise nur heraus, wenn man die Tonschöpfungen Wagners von unmusikalischen Leuten, die Schöpfungen Böcklins, Klingers, Thomas von Chinesen, die Bergpredigt Jesu von tibetanischen Lamas beurteilen und begutachten ließe? „Der Glaube ist nicht jedermanns Sache",*) sagt selbst die Bibel. Ich bin zwar der Meinung, daß er jedermanns Sache sein sollte, weil man überall nur mit einem salto mortale über ihn und Gott hinwegkommt und bei diesem salto verkrüppelte geistige Gliedmaßen davonträgt. Aber trotzdem, ich gebe selbstverständlich zu, daß auch das religiöse Leben, besser: seine Intensivität, Tiefe, Glut, Feuer, Kraft sehr verschiedenartig sind. Auch dies gehört zur Individualisierung des Lebens, die des Lebens Reichtum ist.

Aber wann in aller Welt war die verschiedene Begabung ein Beweis wider die Gabe selbst? Sonst ist doch in unserer Zeit, wie kaum zuvor, der Kultus des Talentes und Genies zu Hause. Selbst dem „moralischen" Genie leistet man noch weithin den Tribut der Hochachtung. Oder wird nicht Tolstoi, nicht nur als Künstler, sondern auch als „Mensch", von unserer kultursatten und kulturmüden Zeit wie ein Großes, Seltsames, Ehrfurchtgebietendes an-

*) 2 Thess. 3, 2.

geschaut und angestaunt? Gut, daß dieses Staunen und diese Ehrfurcht noch nicht gestorben sind!

Wie aber kommt es, daß man der Religion gegenüber sich ganz anders benimmt, benehmen darf?

Kein verständiger Mensch zertritt doch die Kunst, weil sie auch Kleckfereien und elende Sudeleien erzeugt. Kein redlicher Mensch beurteilt sie nach ihrem Kehricht oder leugnet ihr Recht und ihre veredelnde Kraft, weil sie in dem Pinsel des Gemeinen zur gemeinen Dirne wird. Wer wäre vollends so thöricht, daß er deshalb, weil die Schönheit selber sich nur empfinden und genießen, nicht aber „beweisen" läßt, das Gefühl für das Schöne verdammte, in sich erdrosselte und alle ästhetischen Maßstäbe, weil mit dem Metermaße des Verstandes nicht nachmeßbar, zerbräche? Man würde auch über solchen Narren nur die Achseln zucken.

Und doch, was man hier nie wagen würde, auf dem Gebiete des religiösen Gefühlslebens darf jeder es sich getrost erlauben, und die lautesten Redner ernten den lautesten Beifall. Oder macht man die eigene religiöse Bedürfnislosigkeit nicht als „Beweis" gegen das religiöse Bedürfnis der Menschenseele geltend? Widerlegt man hier nicht mit der eigenen Armut den Seelenreichtum des Nachbars? Muß der Kehricht des religiösen Lebens

nicht immer wieder herhalten, um das religiöse Leben selbst zu widerlegen? Nimmt man nicht die fromme Heuchelei zur Keule, um die wahrhaftige Frömmigkeit des Frommen zu erschlagen? Schlägt man nicht mit vertrockneten Asketenleibern nach der gesunden Lebenskraft und Lebensfülle, die wahre Religiosität notorisch aufzuweisen hat? Oder gilt nur für alle anderen Geistesgebiete der Satz, daß man ihretwegen sich *an die Meister und nicht an die Stümper* zu wenden habe?

Sonst ist man doch so „objektiv" und hier so Partei. Welcher Eifer macht so blind? Wir bitten um Objektivität. Das Mindeste, was wir fordern müssen und ein Recht haben zu fordern, ist dies: *Wer das religiöse Geistesleben beurteilen will, soll selber ein tiefes religiöses Fühlen und Bedürfen haben.* Ohne eine gelinde Kongenialität ist auf den Gebieten alles höheren Seelenlebens jede Beurteilung wertlos. Wer kein religiöses Innenleben hat, soll über solches Leben so wenig urteilen wie ein Farbenblinder über das Reich der Farben und ein Unmusikalischer über die Musik.

Würde nur diese bescheidene und selbstverständliche Forderung erfüllt, sofort ständen die Dinge anders, als sie stehen. Denn wer selber religiös ist, kann zunächst einmal sein religiöses Weben und

Leben so wenig preisgeben, wie der echte Künstler die Schönheitssehnsucht seiner Seele. Dabei ist er dem Kampfe um dieses Leben allerdings so wenig enthoben, wie der ernste Künstler dem Kampfe um sein künstlerisches Ideal. Es giebt auch ihm in diesem seinem religiösen Leben Tief- und Höhepunkte, Verzweiflungsstunden, in denen alles stürzen will, was er sich aufgebaut, tote Stunden, in denen alle hohen Lieder verstummt und erstorben sind, Nachtstunden, in denen alle Sterne vom Himmel fallen und des Daseins ganzer Jammer die Zähne aufeinanderschlagen läßt. Aber aus der Tiefe geht es wieder in die Höhe, und Stunden kommen, die ein Vorgeschmack dessen sind, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat. Und zwischen diesen Tiefen und Höhen liegt ein Land gleichmäßig, leicht gewellt sich dehnend, mit weitem Himmel, weitem Horizont, mit redlicher Arbeit und stillem Genießen des Göttlichen. Und fragt man die, die in diesem Lande wohnen, warum ihre Seele in Gott atmet, so schlagen sie schier verwundert die Augen auf und antworten dann mit klarem, vollem Blicke: Er ist in uns, wir sind in ihm, wir leben, weben und sind in ihm, denn wir sind seines Geschlechts.*)

Verweilen wir doch ein wenig bei dieser Ant-

*) Apostelg. 17, 22—28.

wort. Ich dächte, sie gäbe uns viel zu denken. Thatsächlich ist sie die Antwort aller Großen im Reiche Gottes. Und ich denke, wir sind so klug, daß wir die Großen, die Meister im Reiche des religiösen Lebens nach diesem Leben befragen. Das Eigentümliche und den religiös Indifferenten Ueberraschende an dieser Antwort aber ist zunächst wohl dies: Es äußert sich hier das religiöse Leben wie ein Selbstverständliches und mit der Seele, die es hat, untrennbar Verwachsenes, wie eine Naturgabe höherer Art. Der Meister dieses Lebens hat über dies Leben das Wort gesprochen: „Wer da hat, dem wird gegeben.“*) Man muß hier also „haben“, um zu „empfangen“.

Ist das nicht das Naturgesetz alles Lebens? Nur wo ein Samenkorn Keimfähigkeit, Keimkraft — hat, empfängt, erarbeitet es sich auch Kraft. Und je größer die Produktivität einer keimenden Kraft, um so größer auch ihre Rezeptivität.

Ja, als Naturkraft, Produktivität eigener Art wird die Religiosität von ihren Inhabern empfunden. Einmal geweckt, aus schlummernder Keimkraft zur Thätigkeit ausgelöst, ruht sie nimmer, sucht sich zu erhalten, durchzusetzen, zu ernähren, zu mehren, ihr Reich zu befestigen, zu weiten und ihre Grenzen

*) Matth. 13, 12.

so zu dehnen, daß sie alle Länder der Seele umspannt. Nicht daß sie die Fürsten und Herren dieser Länder entthronen will. Sie läßt in Amt und Würde die Fürstin Phantasie, den Herzog Verstand, die Königin Vernunft und vor allem den Generalfeldmarschall Willen. Sie aber will Imperator sein und die Einheit repräsentieren inmitten der Mannigfaltigkeit. Sie duldet keinen Gegenkaiser und keinen Gegenpapst. Darin liegt ihre gewaltige Macht — zum Guten wie zum Bösen. Entartet kann sie alles verwüsten, gesund entwickelt alles beleben. So hat sie das Schaurigste und auch das Schönste, das Furchtbarste und auch das Edelste hervorgebracht, das Menschenopfer und die Selbstaufopferung, die Inquisition und das Martyrium.

Eine solche Riesenmacht in Menschenseelen als Zufälligkeit und Abnormität, als Nebenprodukt und Begleiterscheinung oder gar als eine priesterliche „Erfindung" begreifen zu wollen, ist im Grunde lächerlich und macht den fatalen Eindruck der Absichtlichkeit.

Bedenken wir, es läßt sich nicht das niedrigste Leben des niedrigsten Organismus von außen her erklären. Das haben nur Phantasten fertig gebracht. Immer war und ist und wird dabei sein ein von innen nach außen drängendes, von außen nach innen rezipierendes, kraft dieses Wechselprozesses

zwischen innen und außen sich mehrendes, unerklärliches letztes Etwas. Es läßt sich das Leben in seinen einfachsten Formen von uns seines Schleiers nicht berauben. Selbstverständlich. Wir selber sind ja Söhne dieses Lebens. Das Leben ist unsere Voraussetzung. Wie sollten wir „beweisen" können, woher es kommt, wohin es geht und was es ist? Aber etwas Richtiges aus ihm machen, das können wir. Wir können in seinen Tiefen, in unseren eigenen Tiefen lesen, können glauben an das, was wir da gelesen haben, und dann kraft unseres Willens unser Leben in diese Glaubensbahnen zwingen.

Eins aber können wir auch „beweisen", nämlich dies, daß, wo immer Leben hienieden sich regt, zwei Mächte als die Vorbedingung dazu erscheinen: Die schlummernde und inhaltlich schon bestimmte Kraft ist die eine; die sie auslösende, weckende, ihr Nahrung zuführende, sie hundertfach fördernde, schädigende, beeinflussende Umgebung die andere. Aber so hoch auch der Einfluß der Umgebung eingeschätzt werden mag, es bleibt doch dabei: Wo keine Potenz ist, giebt es auch keine Aktualität; wo kein Leben schlummert, kann auch keins geweckt werden; wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern auch die Naturwissenschaft ihr Recht verloren. „Omne vivum e vivo, omnis cellula e cellula — alles Lebendige aus dem Leben-

digen, jede Zelle aus der Zelle," das ist bis heute das Facit der Naturwissenschaft. Es wurde als solches auf der letzten „Versammlung deutscher Naturforscher" zu Aachen am 17. September 1900 erst wieder festgestellt. Gilt es — und wir haben, so wenig „neu" es ist, doch nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln, so ist die schlummernde und inhaltlich schon irgendwie bestimmte Lebenskraft die Voraussetzung alles Werdens, Wachsens, Lebens. Gewiß ist sie selber ihrem Inhalte nach heute sehr verschiedenartig, sie hat im Laufe der Jahrtausende unendlich viele Veränderungen, Umbildungen, Zerlegungen, Zusammenfassungen erfahren. Immer aber, ob wir an den äußersten Anfang oder an das äußerste Ende gehen, bleibt es dabei: Es wächst aus dem jedesmal vorhandenen Lebenskeime nur das, zu dem die Fähigkeit bereits irgendwie in ihm gelegen ist. Die Umgebung ist stets Pflegemutter, aber nie Schöpferin. Sie thut sehr viel, aber das Beste ward gethan, ehe ihr Thun beginnen konnte.

Ich habe gar keine Lust, mir durch die übliche Millionen- und Billionenjahrphantasie der herrschenden Naturphilosophie diesen schlichten Grundbestand des Lebens und auch der Naturwissenschaft wegzaubern zu lassen. Ueber unseren Satz von der schlummernden und in-

haltlich bereits irgendwie bestimmten Lebenskraft und der sie weckenden Umgebung *kann* keine Naturphilosophie und vollends keine Naturwissenschaft jemals hinauskommen, wenn sie nicht geschickte Gedankenverschleierung der einfachen Klarheit des Gedankens vorziehen. Denn wenn man aus Billionen auch Drillionen von Jahren macht, und wenn man, was noch das Probatste ist, aus einer all*belebten* — nicht toten — Welt der Atome die eigentümliche Lebensform des organischen Lebens entstehen läßt, im Momente der Entstehung dieses Lebens ist seine *inhaltliche Bestimmtheit* mitgesetzt. Es muß dieses Selbst, das nunmehr, nicht nur leidend, sondern auch selbstthätig sich zu behaupten bestrebt ist, Eigenschaften haben, die zu behaupten es eben bestrebt ist. Ein eigenschaftsloses Leben ist Blödsinn. Und mag es sich dann auch im Laufe der Billionen Jahre die wunderbarsten Kräfte dazu *erwerben*, nun, zu jedem Erwerben gehört als Voraussetzung wiederum zweierlei: die Fähigkeit des Erwerbens und die Gelegenheit dazu und obendrein etwelcher Selbstgenuß des Lebens und Lebenserwerbes, weil sonst ein Lebenstrieb undenkbar wird.

Wie klein oder groß man sich nun diese Urfähigkeit und ihre Erwerbsgelegenheit innerhalb dieser Welt denkt, kommt erstens darauf an, ob man das

Leben mehr als von innen quellend oder von außen fabriziert, und ob man die Welt im großen und kleinen als den Lebensprozeß eines urschöpferischen Geistes oder als Zufallsprodukt blindwaltender Atome betrachtet, und zweitens darauf, ob man es für möglich hält, daß eine bloß saugende Lebenskraft aus einer zwecklosen Welt Zweckmäßigkeit, aus einer geistlosen Welt Geist, aus einer Gottes baren Welt göttliches Innenleben so im Laufe der Billionen Jahre aufzusaugen vermocht hat — oder ob man das für absurd hält. Ich halte es für absurd und sage: Die „Entwicklung" in allen Ehren, aber Entwicklung giebt es nur da, wo etwas Zusammengewickeltes sich eben entwickelt, oder wo eine Potenz sich nach allen Richtungen unter Einnehmen und Ausgeben auslebt. Das aber setzt eine innige Wechselbeziehung zwischen Innenwelt und Außenwelt voraus, sie müssen beide für einander geschaffen, beide desselben Lebensgeistes Kinder sein. Sonst wird mir ein Entwicklungsprozeß undenkbar.

Nun aber lebt in diesem innigen Entwicklungsprozesse von innen nach außen und von außen nach innen der eine Zweig des Lebens sich zum Menschenleben aus, und sobald dieses Menschenleben sich konsolidiert, zur festen Art gestaltet hat, lebt auch schon Gott in diesem Menschenleben und stirbt wohl auch in diesem Menschen-

geschlechte nicht eher aus, als bis der letzte Mensch gestorben ist. Ich sage, wohlgemerkt, hier nicht, daß damit „bewiesen" sei, daß Gott „an sich selber" sei. Das läßt sich nicht „beweisen". Ich stelle nur fest, daß, wo der Mensch ist, Gott in diesem Menschen ist.

Es ist auf Grund der Völker- und Einzelpsychologie einfach der Thatbestand zu konstatieren, daß, wo der Mensch in die Geschichte tritt, der religiöse Trieb sich wirksam erweist, oder Gott selber in diese Geschichte als wirkende Macht eintritt. Es ist der Gottesglaube nicht eine Idiosynkrasie gewisser merkwürdiger Leute, sondern eine normale Erscheinung des normalen menschlichen Geisteslebens. Dann aber muß der Lebenszweig, auf dem der Mensch gewachsen ist, der religiöse Zweig des Lebens selbst gewesen sein. Nur die religiöse Triebkraft dieses Zweiges, ganz einerlei, woher sie schließlich stammt, erklärt zuletzt die Normalität der religiösen Frucht am Baume des Menschengeistes.

Wer dagegen die Religiosität aus dem Selbstbehauptungstriebe u. s. w. „erklären" will, tappt im Hausflur herum und findet nicht das Zimmer. Der Selbstbehauptungstrieb ist ja nichts als Trieb, sich selbst behaupten zu wollen, also allgemeinster Lebenstrieb. Er erklärt alles und deshalb nichts. Die Frage ist vielmehr die, was dieses „Selbst" ist,

das sich da behaupten will, welche Mittel dieses „Selbst" zwecks seiner Selbstbehauptung mobil zu machen vermag. Auch das Tier will sich selbst behaupten, auch die Pflanze. Aber ich habe noch nie gesehen, daß sie um deswillen „religiös" geworden wären. Der Hund kriecht beim Gewitter in die Hütte, das Reh in den Busch, der Mensch aber — betet. Warum?

Nun eben darum, weil in seinem „Selbst" die Kraft zum Beten, die religiöse Kraft schlummert. Im Augenblicke der Not wird sie geweckt und läßt den Menschen zum Helfer in der Not die Hände und das Herz erheben. Aber schlummerte dieser Zug nach Gott hin, diese Fähigkeit für Gott, diese göttliche Potenz nicht in der Seele, ganz einerlei, wie sie hineingekommen ist, sie könnte niemals ausgelöst und in Wirksamkeit gesetzt werden. Man mag sagen was man will, nur die religiöse Anlage erklärt die Religiosität; unsere Seele ist religiös, weil sie religiöse Triebkraft *hat*. Nur wer hier *hat*, dem wird *gegeben*. Nicht wir erschaffen, erdenken, ersinnen, erkünsteln uns die Religiosität. Sie steigt in unserer Seele auf, wie der Saft im Stamme. Sie treibt ihre Blätter, Blüten, Früchte am Baume unseres Lebens, wie die Triebkraft im Baume sie schafft und ihrer Natur nach schaffen muß im Wechsel der Jahreszeiten.

Irgendwie und irgendwo macht wohl jedes Menschenherz einmal das innere Regen und Drängen und Treiben der religiösen Kräfte in sich durch. Es muß wohl jeder einmal in seinem Leben den Gottesgedanken vollziehen, den Angriff Gottes auf sein Herz verspüren. Ich kann es mir wenigstens gar nicht anders denken. Nur ist damit noch ganz und gar nicht gesagt, daß daraus eine bewußte Religiosität geboren werden müßte. Ein Muß giebt es hier nicht. Wir stehen im Lande der Subjektivität, der Freiheit. Es kann ein jeder, sei es aus vermeintlichen Verstandesgründen, sei es, weil es dem alten Adam so besser behagt, Gott die Thüre weisen. Es ist vielleicht die größte Selbstentäußerung, die wunderbarste Liebesthat Gottes an uns, daß er uns selbst in Bezug auf sich die Freiheit der Wahl gegeben hat. Wir können zwar den religiösen Trieb, genau wie jeden anderen Geistestrieb, am Erwachen nicht verhindern. Aber wir können es ihm unsagbar sauer, ja schier unmöglich machen, sein erwachtes Leben zu bethätigen und voll auszuwirken. Genau dasselbe können wir aber auch allen andern Fähigkeiten unseres Geistes anthun. Nur ist das natürlich eine ganz persönliche, individuelle Sache, und wir müssen wieder bitten, etwaige diesbezügliche Neigungen gegenüber der Religiosität nicht gleich zur all-

gemeinen Maxime zu stempeln. Oder ist es berechtigt, zu erklären: Weil ich weder Zeit, noch Lust, noch Verständnis für die Musik habe, ist alle Musik ein häßliches Geräusch, eine den Menschen vergiftende, verweichlichende Gehörshallucination, die obendrein vor dem wissenschaftlichen Verstande in nichts als Wellenbewegungen der Luft sich auflöst?

Ich frage wiederum, warum lächelt man hier, und warum schämt man sich dort nicht, wo es gilt, den religiösen Trieb der Menschenseele auf eben diese thörichte Weise zu vergewaltigen? Sind denn mehr Menschen musikalisch als religiös? Ausübend gewiß nicht. Es wäre auch fürchterlich. Warum soll nun um der materialistischen Naturphilosophie oder sonstiger Ansichten willen das Religiöse im Menschen sich durchaus unter Ausnahmebehandlung stellen lassen? Jede derartige Vergewaltigung kann man sich, soweit sie „wissenschaftlicher" Natur sein will, einfach im Namen der „Wissenschaft" verbitten. „Wissenschaftlich" können wir hier, wenn wir überhaupt etwas sagen wollen, auch heute nichts anderes sagen, als dies: „Nur die religiöse Anlage der Menschenseele erklärt ihre Religiosität."

Woher nun freilich diese Anlage selber letztlich stammt, ob sie innere göttliche Mitgift oder allmählicher Erwerb, so rein von außen her, im Laufe der bewußten Billionen Jahre ist, dar-

über mag jeder spekulieren und naturphilosophieren, so viel er will. Hinsichtlich der rechtlichen Anerkennung der Religiosität im Bezirke des Geisteslebens könnte uns das ganz gleichgültig sein. Oder befragt man die übrigen *normalen* Kräfte unseres Geistes erst nach ihrem Geburtsscheine, ehe man sie in Dienst stellt? Ja, stellt ihnen der Materialismus nicht erst das Geburtsattest dahin aus, daß sie einem unerklärlichen Fehltritte der Natur ihr Dasein danken, um sie dann doch in Dienst zu nehmen und den fehlgeborenen Sohn „Verstand" als den Bringer aller „Aufklärung" und damit alles Heils zu preisen? — Nun also! —

„Wissenschaftlich" aber bringen wir es hier wegen der Natur unseres wissenschaftlichen Denkinstrumentes nicht weiter als bis zu einem — Fragezeichen. Das religiöse Herz indessen kennt betreffs seiner selbst kein Fragezeichen, es ist seines tiefsten Lebens als göttlichen Lebens gewiß und antwortet deshalb auf die Frage, woher es seine Religiosität habe, mit dem tiefen und innigen Worte Augustins: „*Du, Herr, hast uns auf dich hin geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir.*" Und diese schlichte religiöse Antwort wird wohl auch die beste „philosophische" Antwort bleiben. Denn willst du

wissen, wo ein Leben herquillt, so befragst du am besten dieses Leben selbst.

Nun wäre freilich die Frage noch berechtigt, ob sich bei aller Anerkennung seines vorläufigen und normalen Vorhandenseins nicht dennoch aus praktischen Lebensgründen eine Vergewaltigung und Unterdrückung des religiösen Triebes und eine damit sich verbindende allmähliche Ausscheidung und Vernichtung desselben empfehle. Gewiß ist ja, daß kein Geistestrieb so viel faule, freilich keiner auch so viel gute Früchte hervorgebracht hat. Immerhin könnte man es sehr ernstlich erwägen, ob seine Vernichtung nicht einer Höherzüchtung des menschlichen Typus dienlich wäre.

Wir sind der Meinung, daß alle dahin zielenden Versuche, und wären sie noch so gut gemeint und zeitgeschichtlich begreiflich, an der Menschennatur scheitern müssen. Denn die Religiosität gehört zum Bestande unserer Gattung. Und was zum Bestande einer Gattung gehört, läßt sich ohne Vernichtung der Gattung selbst nicht ausrotten.

Aber eben diese Meinung müssen wir näher begründen. Sie begründen heißt das Recht der Religiosität begründen.

3.

Wohl ist es ein weiter, weiter, vielverschlungener Weg, den die Menschheit seit Jahrtausenden bis zu diesem Tage gewandert ist. Aber immer wanderte auf den vielverschlungenen Pfaden der Menschheit — der Mensch.

Gesetzt, wir könnten — ich will bescheiden sein — um zwei Jahrtausende zurück und unter die damalige Menschheit greifen, und unsere Hand faßte einen jener Galiläer, die, vom Geiste getrieben, die seltsame Kunde kündigten, daß ein Kreuz das Siegeszeichen dieser Welt sei. Gesetzt, wir faßten solchen Wanderprediger und höben ihn schnell aus einem samaritanischen Bergdörfchen über Länder und Meere und Jahrhunderte hin und stellten ihn mitten in das rauschende, brausende Menschengetriebe einer Großstadt unserer Tage. Er stände wohl und hielte die Hand über die Augen wie geblendet von einem grellen, großen Lichte. Und doch, ich glaube, das Staunen über die Dampfrosse und Zweiräder und Automobilen und Schienen und Drähte und über all das Surren und Murren in der Luft und in den Füßen löste sich schnell und wiche dem Lächeln einer leichten, schmerzlichen Ironie: 's ist ja nur ein neuer Rock und stecken doch ganz dieselben alten Menschen drin! Der Rock sitzt

etwas anders, und sie essen etwas anders, und sie trinken etwas anders, und haben die Erde in ein Netz von Draht und Eisen eingefangen, und die Zeit etwas mehr zu Geld gemacht, und alles fliegt, was einstens kroch, und alles stürmt, was einstens schlich — ja, aber auf den Sandalen wanderten vor zwei Jahrtausenden — Menschen, und in der „Elektrischen" sitzen auch nur — Menschen! Götter sind's nimmer geworden, Halbgötter auch nicht, nicht einmal — Uebermenschen! Soviel sie auch weiter kamen mit ihrem Kopfe, mit ihren Händen, — in ihrem Herzen drin sind sie dieselben geblieben, geplagt von demselben Leid, hingegeben an dieselben Freuden, sich selbst zerfetzend durch Gier und Reue, Reue und Gier, und doch mit einem nimmer rastenden Sehnen in der Brust, aus all dieser unseligen Zerrissenheit herauszukommen und irgendwie und irgendwo einen Frieden und eine Kraft zu finden, wie weder Wissenschaft, noch Kunst, noch Pflicht, noch Geld, noch Lust sie geben können. Kommt, steht still, ihr kribbelndes, eilendes, stampfendes, zeitloses Geschlecht, haltet an und höret zu, die alte Botschaft gilt auch euch, ihr braucht sie ebensosehr und mehr als wir dereinst im einfachen sonnigen Galiläa: „Denkt um und faßt Vertrauen zu dem Evangelium — denn was hülfe es dem Menschen,

so er die ganze Welt gewänne und verlöre sich selbst!" *) — —

Ja, Mensch ist Mensch, und Mensch bleibt Mensch. Oder mit Goethe: „Die Menschheit schreitet immer fort, und der Mensch bleibt immer derselbe."

Es kann ja auch gar nicht anders sein. Im tiefsten Wesen müssen wir dieselben sein, dieselben bleiben. Das Menschliche im Menschen ist eine beharrliche Größe. Ich weiß nicht, ob der Darwinismus mit seiner Herleitung des Lebens aus einer Wurzel recht hat. Aber auch wenn er recht hätte, wo eine Art sich einmal abgezweigt und konsolidiert hat, hat sie eben etwas Beharrliches in sich herausgebildet, was nun in aller Zukunftsbewegung das Beharrende im Wechselnden bleibt. Aus Bäumen werden keine Fliegen und aus Fliegen keine Bäume. Hat im unendlichen Prozesse des Lebens die Differenzierung stattgefunden, so eben zu dem Ende, daß eine Differenzierung stattfände und keine Konfundierung, eine Individualisierung und keine Socialisierung. Die Socialisierung ist und kann nie Zweck, sie ist und kann auch innerhalb der Arten nur Mittel — recht gebraucht gewiß ein vorzügliches Mittel — zum Zwecke möglichst weitreichender Individualisierung sein.

*) Mark. 1, 15 und Luk. 9, 25.

Was aber ist das der menschlichen Gattungs-Individualität zu Grunde Liegende, das Ewig-menschliche im Menschen, das durch alle wechselnden Zeitgewänder hindurchschaut, das keine Kultur verhüllen, keine Verschiebung der Begriffe und Kenntnisse verändern oder gar vernichten kann, kurz, was ist das Bleibende in uns?

Giebt es denn ein Kennzeichen, durch das man das Bleibende einer Gattung deutlich vom Wechselnden in ihr sondern kann? Ich denke, wenn es eins giebt, so muß es dieses sein: Das Bleibende einer Gattung besteht im Charakteristischen dieser Gattung. Und wie findet man dieses Charakteristische? Nun, der Vater der Erkenntnis ist der Vergleich. Der Vergleich stellt die Unterschiede heraus. Sie können quantitativer und qualitativer Natur, Unterschiede des Grades oder der Art sein. Die letzteren begründen, wie schon ihr Name sagt, die Art, das Wesen, das Charakteristische einer Lebensgattung. Sie zeigen uns das, was sie und sie allein, was wir und wir allein unser eigen nennen. Und nur durch das, was wir allein zu eigen haben, sind wir Eigenwesen, unterscheiden wir uns grundlegend und charakteristisch von der ganzen übrigen Schöpfung. Verlören wir diese charakteristischen Gattungsmerkmale, so verlören wir uns selbst, wir entarteten.

Welches aber sind diese Merkmale, die unsere Gattung geistig — nur das Geistige kommt ja hier in Frage — erst zu dem machen, was sie ist, oder welches sind die geistigen Artunterschiede, durch die wir uns als besondere Gattungsart von der ganzen übrigen Schöpfung scharf, klar, deutlich trennen?

Nun ich meine, es gehört nur ein wenig redlicher Wille dazu, um zu sehen, daß nichts im Menschen mehr sein ureigenster geistiger Besitz ist, als der Gottesgedanke, der Gottesglaube, die Religiosität. Nur in der Menschenseele und nirgend sonst kommt die religiöse Potenz der Schöpfung zur Auslösung, Geltung, Macht. Nur in der Menschenseele erklingt das größte und heiligste Wort des Weltenalls, das auch allein des Alls und des Staubkornes Daseinsrätsel löst: Gott. „Es ist der Mensch das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält," so Goethe zu Johannes Falk. Worauf denn dieser erwiderte: „Muß eben daher der Ort, wo es gehalten wird, uns nicht vor allem andern heilig und ehrwürdig sein?"

Ich denke, das war eine gute Antwort. Nicht das, was uns mit der ganzen Schöpfung verbindet, sondern das, was uns über sie zu dem erhebt, was wir sind, ist in erster Linie das, was ehrfürchtige Pflege von uns fordert. Nur so können

wir wir selber bleiben. Dann aber gilt es eben, die Stätte heilig zu halten, wo die Natur mit ihrem Schöpfer redet, und diese Stätte ist unser religiöses Menschenherz. Gott in unserem Herzen — das ist das Charakteristischste und die edelste Blüte des Menschentums. Und darum bleiben wir bei Gott.

Ich sehe aber, wenn anders ich recht sehe, daß diese Blüte unserer Seele, die Religiosität, hervorsprießt aus dem Grunde eines anderen, uns von der übrigen Schöpfung noch umfassender sondernden Wesensmerkmales. Ich nenne es und sage allen vielgepriesenen monistischen Theorieen zum Trotz: Wir scheiden uns von der ganzen übrigen uns bekannten Schöpfung dadurch, daß wir, und wir allein, in eigener Person die Repräsentanten des Dualismus sind und bleiben.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen — — — —

Zwei Seelen — das ist der Mensch, das ist seine Wonne und sein Weh, sein Himmel und seine Hölle, sein Kampf und Sieg, sein Fall und seine Auferstehung. In diesem Dualismus liegt die

Spannung unseres Lebens, hier unsere Kraft, hier und nirgends anders die Anthropogenie, die Menschwerdung selbst.

Ihr habt ganz recht, die ganze übrige Schöpfung ist Monismus, ist und bleibt bei allem höheren und niedrigeren Selbstgenusse des Lebens im Tier- und Pflanzenreiche doch fest verbunden mit der einen Kraft, die alles wirkt und alles schafft. Sie kommt nie los von ihr. Sie subjektiviert sich nie weiter, als es zum Zwecke des Selbstgenusses des Lebens als subjektiven Eigenlebens nötig ist. Ohne dies gäbe es nur gelebtes Leben, gelebtes Andersein des Urlebens, aus dem alles Leben quillt. Doch das ist nicht der Fall. Die Welt ist voll vom Leben, das sich selbst genießt und eben um dieses Selbstgenusses willen sich selbst zu behaupten begehrt. Doch mit all seiner Lebenslust und all seinem Lebensweh — es lebt in dieser Lust, in diesem Weh sich völlig aus. Es bleibt in jeder Lage einig mit sich selbst. Nie bleibt ein unlöslicher Rest zurück. Lust und Weh werden nie zur Reibungsfläche, an der ein neues Leben sich entzündete. Die Spannung des Lebens ist bei aller Lust und allem Weh doch nicht der Art, daß sie unter Blitz und Donner, also unter einer neuen Form des Lebens, sich entladen könnte.

In uns aber ist die Spannung erreicht, die

Funken sprühen und die Donner toben. Das ist aber nur möglich dadurch, daß der Naturmonismus des Lebens in uns zu *subjektivem, sittlich-geistigem Dualismus* wird, zum Widerstreit von Positiv und Negativ, Ich und Nichtich, Leben und Tod, Geist und Fleisch, Gut und Böse.

Nur auf *dieser* Thatsache baut sich das Menschenleben auf. Und ehe man den Monismus preist, sollte man über diesen unserer Existenz zu Grunde liegenden Dualismus sich klar geworden sein. Er bleibt in *praktischer* Kraft, solange wir hienieden leben. Und wenn wir die schönsten monistischen Theorieen im Kopfe haben, nun — leicht bei einander wohnen die Gedanken, in unseren Gliedern aber und in unserem Geiste tobt fort und fort der alte Kampf, und jeder unserer Tage steht unter der uralten Spannung zwischen Ich und Nichtich, Ja und Nein, Leben und Tod, Geist und Fleisch, Gut und Böse.

Es ist noch keinem auf Erden gelungen, diese Gegensätze völlig und dauernd in sich zur *praktischen* Einheit auszugleichen. Der, dem es vollkommener gelungen ist als je einem anderen, hat doch kurz vor seinem Tode aus der Erfahrung seiner ernstesten Lebensstunde das Mahnwort für seine Jünger gehabt: „Wachet und betet, daß ihr nicht

in Anfechtung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." *) — Für ihn selber aber hatte, wie immer, so auch hier, die Kampfesspannung jener schwersten Stunden sich gelöst einzig und allein im Gebete der Selbstüberwindung zu seinem lieben himmlischen Vater: „Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." **)

Aber ist denn diese „Lösung" nicht auch Vernichtung des Dualismus und damit unser selbst? Ich antworte: Die Gewitter vernichten nicht die Elektrizität in der Welt, sie lösen nur ihre Spannungen, wenn sie unerträglich werden. Und der Gottesglaube vernichtet nichts, was nach Gottes Willen zum Bestande der Welt und unser selbst gehört, sondern läßt es uns begreifen und benützen zur wahren Selbstverwirklichung. Gott durchleuchtet wie der Blitz die Nacht unserer Daseinskämpfe. Wir erkennen in seinem Lichte, daß der Kampf selbst unser Lebenselement und die einzige Möglichkeit der persönlichen Selbstentscheidung und damit des persönlichen Geisteslebens überhaupt ist. Für was aber sollen wir uns entscheiden? Wer Gott hat, weiß es. Um seines Gottes und um seiner selbst willen schlägt er sich, dankbar, daß er mit seinem Gotte Seite an Seite

*) Matth. 26, 41.
**) Matth. 26, 39.

fechten darf, im täglich neugeborenen Kampfe zwischen Geist und Natur, Ich und Masse, Gut und Böse auf die Seite des Geistes, des Ichs, des Guten. Und weil er in Gott selbst die Garantie dafür hat, daß nicht dem Chaos, sondern dem ordnenden Geiste nicht der Masse, sondern der Individualität, nicht der Finsternis, sondern dem Lichte der endgültige Sieg gehört, so wird solcher Glaube an den Sieg im großen ihm zur täglichen Siegeskraft im kleinen. Und kommen ihm selbst Niederlagen der schwersten Art, sie stacheln ihn nur durch Scham und Reue auf, mit hellerem Auge und schärferem Schwerte im neuen Waffengange besser seinen Mann zu stehen.

Es wird hier also der Dualismus nicht monistisch-theoretisch weggeblasen oder doch kulturselig seiner sittlichen Schärfe beraubt, noch nach Nietzschescher Art titanenhaft niedergetreten, noch nach Art seiner Nachtreter jungenhaft weggelächelt. Er wird vielmehr in seiner ganzen Schärfe und Größe anerkannt, aber kraft eines großen Glaubens und täglichen redlichen Ringens genutzt als die rauhe, aber notwendige Reibungsfläche, an der nach Gottes Willen sich ein Leben entzünde, das im freien Kampfe um eigene Selbstgestaltung den Namen „Menschenleben" sich verdiene, und das als solches das Höchste oder der Weg zum Höchsten ist, das nächst Gott mit unserem Hirn gedacht werden kann.

Mit dürren Worten: Es finden die gewaltigen Spannungen zwischen Ich und Welt, Leben und Tod, Geist und Fleisch, Gut und Böse für die Menschenseele ihre schlichteste, normalste und friedevollste Lösung in Gott. Am Gegensatze entzündet sich unser Leben, im Gegensatze verläuft es. Aber die Einheit ist sein Ziel, und Gott ist diese Einheit. Das ist die Erfahrung, die wir selber täglich machen. In dieser Erfahrung wissen wir uns eins mit den schlichtesten Menschenkindern wie mit den größten Genien, die hienieden wandelten. Kärrner und Könige reichen sich hier die Hand. Es redet das Ewigmenschliche im Menschen dieselbe Sprache.

Und dennoch will die Gassenweisheit unserer Tage uns glauben machen, dies alles sei vorüber, sei in den Raritätenkasten der Geschichte gewandert und für den „modernen" Menschen außer Aktion gesetzt? O Gott, was ist das für ein Kinderdenken! Meint ihr denn wirklich, was seit Jahrtausenden in den Tiefen der Menschenseele wohnte und zu ihren charakteristischen, grundlegenden, treibendsten Kräften gehörte, das könnte man über Nacht ausziehen und von sich werfen wie ein schmutziges Hemd? Ihr müßt die Formen und die Formeln mit dem Leben selbst verwechselt haben. Das Leben selbst hat ihrer sich entledigt, weil seine wachsende

Fülle weiter zugeschnittene Gewänder erheischte. Es selber aber lebt in Macht wie ehedem, und gerade in unseren Tagen empfindet die Menschenseele, nachdem das Wissen ihr das nicht gegeben hat, was sie bei ihm gesucht, nur das wieder, was der große deutsche Genius in derselben Lage, vor hundert Jahren freilich, durchempfunden und in die Worte gekleidet hat:

Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Religiöse Sehnsucht hebt leise wieder die Flügel und schwebt wie der junge Frühling über Berg und Thal. Bald schlagen viel tausend Blümlein die Augen auf!

Aber so frostig, wie gewisse Leute thaten, war die Welt gar nie unter uns geworden. Die Religiosität gehört viel zu sehr zum Menschenwesen und ist viel zu gewaltig in ihrem Wesen, als daß ihre Triebkräfte je ganz entschlummern könnten. Wenn es auch lange genug in gewissen „wissenschaftlichen" und „litterarischen" Kreisen zum guten Tone gehörte, verächtlich oder gar nicht von ihr zu sprechen, der gute Ton selbst dieser Kreise besagt für die Religion

rein gar nichts. Sie hat bei diesen Kreisen nie um Brot gebettelt. Sie lebt nicht von der Wissenschaft und von der Kunst und stirbt nicht an der Wissenschaft und an der Kunst. Aber in den besten Köpfen fehlt etwas und ist etwas erstorben, wenn sie fehlt. Sie können das Menschenleben gar nicht mehr recht verstehen und darstellen, wenn sie für seine tiefste Lebenskraft das Verständnis verloren haben. Mit Recht zeigte im „Kunstwart" Ferdinand Avenarius „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin", die damals gerade erschienenen, mit den viel sagenden Worten an: „Unsere Psychologen werden z. B. aus der wundersam kindlichen Frömmigkeit dieses Gewaltigen auch ein paar ernstere Rätsel fragen hören." *)

Hören sie die Rätsel fragen? Daß sie doch Ohren dafür hätten! Doch wer sie hört, hört er sie nicht also fragen: „Wie ist es möglich, daß dieser Starke aus einem Stärkeren seine Stärke zog?" Ja, wie ist's möglich? Kann man denn ehrlichen Geistes sich gegen Bismarck stellen und von kindlichem Selbstbetruge und anerzogener Gewohnheit sprechen? Kann man im Ernste so sprechen, wenn man an den um die Braut werbenden Brief und an den tiefernsten „Kampf um Gott" denkt,

*) Kunstwart 1900, Heft 6, S. 306.

auf dem die endliche kindliche Gottesgewißheit dieses Gewaltigen sich gegründet hat?

Hinz und Kunz und allerhand schwachatmigen Leuten gegenüber mag man mit einem Scheine des Rechtes solche bequemen Gründe zur Anwendung bringen. Gegenüber diesen Großen am Geist, wie gegenüber allen ernsten und starken und unverkünstelten Naturen, sollte man sich ihrer schämen lernen. Will man die Religiosität für die eigene Person nicht, so respektiere man sie doch an anderen und suche, wo man subjektiv ihrer meint entraten zu können, doch ihre Macht und Hoheit in anderen Seelen objektiv zu würdigen und ehrfürchtig zu begreifen.

Wer hier redlichen Willens ist, sieht und muß sehen, daß Gott heute wie ehedem die Herzen der Titanen und Gezwerge, der Großen und Kleinsten am Geist durchwaltet. Und was heute geschieht, wird morgen und in alle Ewigkeit geschehen. Solange der Dualismus der Grund ist, aus dem das Menschenleben wächst, solange wird die Religiosität im Menschen wachsen. Denn der Dualismus unserer Seele gelangt, praktisch wie theoretisch, schlicht und groß und unserer Seele angemessen, allein in Gott zu lebenskräftigem Monismus, zu Einheit, Einklang, Lösung, Friede, Kraft. Und so gehört der Glaube an Gott zu uns wie der Blitz zur Elektri-

zität. Es ist der Gottesglaube die charakteristische Erscheinung und Offenbarung unseres tiefsten Wesens selbst.

Dann aber ist es auch Unnatur, diese Anlage ausmerzen zu wollen, und jeder derartige Versuch könnte, abgesehen von seiner Unmöglichkeit gegenüber der Gattung, für den einzelnen Praktikanten nichts als Verkümmerung und Verkrüppelung des Seelenlebens zur Folge haben.

Wir haben aber gar keine Neigung dazu, uns selber ein solches Unrecht anzuthun, und zwar um so weniger, als der Glaube an Gott innerhalb unseres Geisteslebens von centraler Bedeutung ist. Im Ichbewußtsein laufen alle Ströme unseres Geisteslebens zusammen, das Gottesbewußtsein aber will, wo immer es in religiöser Kräftigkeit lebendig ist, zur Seele dieses Ichbewußtseins werden. Und es hat, wie wir bekennen müssen, auch das beste Recht zu diesem seinem Anspruche. Denn alle unsere Seelenkräfte leben ja, wie wir im ersten Teile nachgewiesen, irgendwie auch aus der Hand des Glaubens im allgemeinsten Sinne, der Gottesglaube aber ist bestimmt, ihnen das volle, warme, leuchtende Leben einzuhauchen. Er ist unserem „höheren" Verstande — der Vernunft — das Licht, unserem Gemüte

Flugkraft und Troſt, unſerem Willen Stählung und Sieg.

Um dies zu begründen, müſſen wir nunmehr die Hauptwege, auf denen unſere Seele zu Gott oder Gott zu unſerer Seele wandelt, einigermaßen zu zeichnen ſuchen. So nur gewinnen wir zur bisher gelieferten allgemeinen die beſondere Begründung dafür, daß der Gottesglaube eine normale, charakteriſtiſche und gar nicht zu entbehrende Bethätigung unſeres geiſtigen Lebens iſt.

Zuvor noch eine Bemerkung. Ich ſagte abſichtlich, ich wollte ſprechen von den „Hauptwegen, auf denen unſere Seele zu Gott oder Gott zu unſerer Seele wandelt". Ich wollte damit betonen, daß für mich jede Lebensbethätigung der Religioſität ein untrennbar geeinter Akt von Menſch und Gott, Gott und Menſch iſt. Die Seele wandelt zu Gott, Gott wandelt zur Menſchenſeele. Iſt die Seele bei Gott, ſo iſt Gott bei der Seele.

Wie das möglich iſt, ob das nicht Halluzination iſt?

Ich muß geſtehen, ich habe auf dieſe Fragen nur das Achſelzucken, das ich immer da habe, wo der Intellekt ſeine eigenen Grenzen nicht kennt. Ich ſtehe hier vor einem Problem, das etwa auf gleicher Linie liegt wie das, ob die Schönheit nur eine notwendige

Illusion meines Geistes oder eine Weltwirklichkeit auch außer mir sei. „Beweisen" läßt sich weder das eine noch das andere. Die Selbstbehauptung aber fordert beides, die Bejahung der Schönheit in mir und außer mir. Die Seele hat ein Recht darauf, an ihre besten Güter zu glauben. Dasselbe gilt mutatis mutandis im Reiche der Religiosität. Das Göttliche ist in der Welt und in mir selbst. Das Göttliche in der Welt wirkt auf die ihm entsprechende Empfindlichkeit meiner Seele, und es erwacht in mir die Religiosität. Hat sie aber erst einmal unter den mannigfachsten religiösen Welt- und Geschichtswirkungen ihre Augen voll und ganz aufgeschlagen, dann sieht sie selbstverständlich das Religiöse in der Welt, d. h. die Gottheit in der Welt, in ganz anderer Fülle und Klarheit als ehedem, da sie noch mit schlaftrunkenen, halbwachen, irrenden Augen durch die Welt hinging.

Fragt aber jemand, ob die Sache nicht besser so gedacht werden könne, daß alles religiöse Leben und Erleben zwischen uns und Gott nur selbstthätige Entwicklung eines von vornherein in uns gelegten Lebenskeimes sei, *ohne daß irgendeine weitere Bethätigung Gottes selbst noch stattfinde*, so muß ich für meine Person gestehen: das verstehe ich nicht. Die Potenz muß doch *geweckt* werden! Das Wecken aber be-

sorgt, hier wie überall, der Einfluß der Umgebung. Aber Potenz und Umgebung müssen aufeinander geschaffen sein, um aufeinander weckend, ernährend und erhaltend zu wirken. Das Korn auf der Tenne wächst nicht, und junge Katzen ertrinken im Bache. Bei der Mutter aber wachsen sie, und im Acker wird das Korn zur Aehre. Weckt nun die Welt — ich meine damit alles, was außer mir ist — das Religiöse in mir, so muß sie wohl oder übel selber dazu befähigt sein. Ich singe einen Ton in ein Instrument, und nur die Saite erklingt, in der eben dieser selbe Ton schlummert, die also auf denselben Ton eingestimmt ist. Etwa so das Lied der Welt, das mich umtönt, und der religiöse Widerklang, den meine Seele giebt.

Wie aber kommt die Welt zu diesem seltsamen Liede? O seltsamste Frage! Ist sie nicht ebenso Gottes, wie ich selbst? Ist sie nicht Gottes, wie dieser mein Leib da mein ist, und sein noch mehr, wie mein dieser Leib! In Gottes großem Lebenshaushalte, seinem großen lebendigen Weltenleibe ist alles ihm bewußtes, mir ist im eigenen kleinen Lebenshaushalte gar vieles nur unbewußtes Leben. Und weil nun diese ganze Welt Gottes ist und aus Gott lebt, und weil ich selber Gottes bin und aus Gott lebe, so sieht das Göttliche in mir den Gott außer mir, so weckt der Gott außer mir den Gott in mir. —

Wer dennoch anders denkt, für den muß Gott wohl jemand sein, der in irgend einem Himmelswinkel sich aufs Altenteil zurückgezogen hat und nun als kühler Beobachter zuschaut, wie sich die Dinge — entwickeln, und wie die eigens für sie präparierte Umgebung ihres Weckeramtes wartet, während er selber sich für alle Zukunft jede weitere Beteiligung am ganzen Weltprozesse verboten hat. Glaube ich das, so kann ich vielleicht mein religiöses Innenleben als vom lebendig-gegenwärtigen Gotte unabhängig sich vollziehend betrachten, mich ganz auf mich selbst zurückziehen und nun, statt mit Gott zu reden, in Monologen, Selbstgesprächen mich selbst apostrophieren und religiös genießen, zumal ja doch Gott selber immerhin jemand bleibt, von dem ich nicht „weiß", ob er — ist!

Nur sollte man derartige Selbstgespräche nicht „religiös" nennen, da Religiosität der Name für das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Gott, Gott und Mensch ist und bleiben sollte. Eine Aussprache zwischen meinem niedrigeren und höheren Ich würde ich stets nur als einen „sittlichen" Akt bezeichnen. Glücklicherweise ist ja diese bewußt monologisierende Art von „Religiosität" fast nur Gelehrtenreligiosität. Ihr fehlt das frische religiöse Blut. Man kann da nur verordnen: Räumet eurem spintisierenden Kopfe nicht so viel Rechte ein, ver-

traut mehr dem schlichten Zuge eures Herzens! Wer das thut, dem wird die ganze Welt des lebendigen Gottes voll, ihn atmet Gottes Geist an, es gehe durch dunkles Thal oder über lichte Höhen. Gott und ich, ich und Gott — dies lebendige Wechselverhältnis ist und bleibt die Spannung und die Lösung, die Morgenfrische und der Abendfriede, die Kraft und die Seligkeit des religiösen Lebens und Erlebens.

Doch genug; wir gehen weiter.

4.

Von den mancherlei Wegen unseres Geistes zu Gott soll der Vernunftweg der erste sein, den wir skizzieren.

Wir sind mehr als „Verstand". Wir können am Sinnlichen und Einzelnen nicht haften, uns nicht begnügen mit der Feststellung, Beschreibung, Etikettierung, experimentellen Wiederholung dessen, was ist und geschieht. Wir sinnen über das Ganze des Lebens nach, wollen enträtseln, was es bedeutet, was es für einen Ursprung und ein Ziel im allgemeinen, was es für eine Absicht mit uns im besonderen habe. Wir können deshalb von der Mephistophelischen Weisheit: „Denn alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht," so wenig leben, wie von der anderen, die mit tiefsinnigem Angesichte

uns redet vom blinden, dummen Willen, der das All geboren, und der nur einmal aus der Rolle gefallen sei, da er, uns zum Fluche, in unserem Hirn in helles Licht sich verwandelte. Eine merkwürdige lebensunfähige Weisheit!

Merkwürdig vor allem deshalb, weil die eigene Helligkeit umschlägt in die Nacht der Lebensmüdigkeit und Selbstverzweiflung. Ihr hellen Geister, seht ihr nicht den blinden, dummen Willen als den Regenten dieses Alls, was wollt ihr mit dem Lichte inmitten dieser Finsternis, blaset aus das Licht, verzichtet auf den Lebenswillen, im Dunkel nur ist Friede, in der Selbstauflösung Heil!

Ich danke bestens für dieses Rezept und lege es lächelnd in die Schublade der Kuriositäten. Aber leben danach, das mag ich nicht, sintemalen selbst sein Verfasser es nicht befolgte, sondern das Leben an wohlbesetzter Tafel weiter zu genießen für das Behaglichere erachtete. Der Lebenswille spottete des Philosophen.

Da könnte ich mich schier eher dem Materialismus zu eigen geben. Der macht zwar die Welt auch erst gründlich kurz und klein und dunkel, löst sie in sinnlos waltende Atome und blind wirkende Kräfte auf. Dann aber tauchen aus der so geschaffenen camera obscura die Naturgesetzmäßigkeit verschwistert mit Zielstrebigkeit empor und schwingen

den Zauberstab. Aus Unsinn wird nun Sinn, und auf der Entwicklung sanft aufsteigender Bahn fährt unter der Leitung der Aufklärung und ihrer erleuchteten Propheten das Menschengeschlecht in eine neue Zukunft, da ewiger Friede und vollendete Kultur, ein Himmel auf Erden wohnen.

Kein übler — Glaube! Nur gar zu rätselhaft in seinem Ursprunge und gar zu unsicher hinsichtlich seines Zieles, nur gar zu flach hinsichtlich seines Eigenlobs und seiner Menschenkenntnis, wenn man bedenkt, wie heutzutage die Dinge liegen und die Menschen sind, und wie die „aufgeklärtesten" Köpfe allzeit über den miserabelsten Herzen sitzen können. Ja, wenn der K o p f den Menschen und die Menschheit machte! Die macht aber das Herz, der Wille zu dem, was sie sind.

Und darum könnte ich mich am ehesten noch mit dem Philosophen des gewaltigen Willens und der That befreunden. Der läßt sich doch nicht leben, sondern lebt. Hat keine Lust, zu warten, bis er im Automobile „Entwicklung" zu jenen lichten Höhen getragen wird, sondern will selbstthätig sich die Welt gestalten, zerstörend oder schaffend sie beherrschen, durch die That das Leben meistern, weil nur die That das Leben und den Selbstgenuß bedeutet. Das aber kann man freilich mit den Vielzuvielen dieser Tage nimmer schaffen. Dazu sind

große „Einzelne" not. So lasset uns den „Uebermenschen" schaffen! Ich, Nietzsche-Zarathustra, stehe Modell dazu! — — Dieser Nietzscheesche Uebermensch ist die richtige Konsequenz und willensstarke Herunterholung des kopfmäßig gedachten materialistischen Ideals aus blauenden Zukunftshimmeln in die eigene starke Seele.

Nur wird es wohl den meisten schlichten Sterblichen so gehen wie mir, sie trauen diesem „Uebermenschen" nicht, weil sie bislang nur Menschen und keine Uebermenschen zu entdecken vermochten. Und wo sie ja in unserem Volke solche hätten entdecken können, in Bismarck, Goethe, Kant und Luther, da waren diese Uebermenschen — tiefreligiöse Menschen, die ihren Frieden und ihre Kraft für Kopf und Herz und Wille nur in Gott zu finden wußten. Und ebenso ergeht es uns, zunächst hinsichtlich unserer philosophierenden Vernunft. Sie findet auf ihr „Woher" und „Wohin" nur die eine Antwort: „Gott!"

Nicht sie selber hat dies Wort geboren. Es hatte sich schon aus anderen Gründen von unserem Seelengrunde losgerungen. Aber auch sie kommt immer und überall bei diesem großen Worte an. Sie kommt nirgends ohne Gott durch.

Sie schaut in die Welt hinein und findet Geist und Schönheit, Drang nach Vervollkommnung und

Vollendung auf allen Wegen, allen Stegen. Woher das alles? Kann Geist auch aus dem Ungeiste, Schönheit aus dem Chaos quellen, Zielstrebigkeit nach höheren Lebensformen, wunderbar geordnete Gipfelung des Lebens aus ödem Zufalle wachsen? Oder ist das alles, was ich sehe, nur ein Blendwerk meines Geistes, der sich selber in der Welt nur spiegelt, sie ummodelt nach seiner eigenen Art? Und sie selber ist doch kalt, blind, verworren, ohne Sinn und ohne Zweck und ohne Ziel?

Doch wie denn? Gehört nicht eben dieser Geist in mir, der den Geist auch außer mir in tausend Formen und Gestalten sah, mit diesen tausend Formen und Gestalten zu ein und derselben Welt? Wandern nicht täglich auf dieser unserer kleinen Erdkugel tagtäglich Millionen und Abermillionen Wesen im Weltenall, die selber Träger des Geistes sind und kraft dieses Geistes sich Plan und Zweck und Ziel ins tägliche kleine Leben, ins Haus und in den Acker und in den Stall und in die Fabrik und ebenso in den großen Lebenshaushalt ihres Denkens, Hoffens, Glaubens wirken?

Wie nun? Was soll es denn da eigentlich, daß man aus dieser Welt, die eben diese Wesen trägt, den Zweck ausmerzen, den Geist fortblasen und die Schönheit als Illusion verflüchtigen will? Eben erklärt man sich für nichts als ein Naturprodukt und

in demselben Atem will dieses Naturprodukt etwas total anderes, der Natur, der es entstammt, ganz Fremdes sein? Das verstehe, wer will! Ich für meine Person verstehe es nicht.

Mir scheint, die Philosophen von Kausalitäts- und Verstandesgnaden vergessen zumeist dies, daß sie sich selber nicht erzeugt haben, sondern selber ebensogut wie jeder Stein und jeder Grashalm ein Erzeugnis der Natur sind. Oder hört die „Natur" beim „Affen" auf? Oder handeln sie selber in konstanter Bosheit aus Prinzip sinnlos, zwecklos, ziellos, vernunftlos? Wenn nicht, nun dann muß ich kraft meiner Vernunft folgern: So hat eben diese Natur auch sie und ihre ganze frei nach Zwecken handelnde Subjektivität und nicht minder mich und all mein Sehnen nach Schönheit, Güte, Geist und Gott aus sich hervorgetrieben. Und das kann sie auch auf dem Schluß- und Höhepunkte ihres Schaffens, falls wir der sein sollten, doch wohl nur dann, wenn sie selber in ihrem tiefsten Wesen aus eben diesen Kräften zusammengewoben ist? Oder bedeutet nicht der Mensch, selbst innerhalb des Darwinismus, die Raffinade im vorläufigen Lebensprozesse der Natur, die bis jetzt erreichte Kryställisation ihres Wesens selbst?

Was bleibt da übrig? Falls man mich nicht glauben machen will, daß zwecklose Wesen in einer

zweckloſen Welt ein äußerſt zweckvolles Gehirn ſo in Billionen Jahren ſich aufgeleſen hätten, doch nur zweierlei: Entweder es muß der Urgrund dieſer Natur als die Vereinigung von Subjektivität und Objektivität, Teleologie und Kauſalität, Glaubensreich und Wiſſensreich gedacht werden, ſonſt wäre ihm die lebenskräftige Vereinigung dieſer beiden Reiche in unſerer eigenen Perſon niemals gelungen. So denke ich. Oder aber: es entſtammt die ganze Menſchheit einem Fauxpas der Natur, einer unerklärlichen Regelloſigkeit. So denkt der Materialismus.

Bitte zu wählen! Nebenbei aber auch dies zu bedenken, daß nur im Falle der erſteren Wahl es einigermaßen plauſibel wird, daß nicht nur wir unſere Werte, unſeren Geiſt in die Welt hineinarbeiten, ſondern daß ſie ſelber uns lockt und reizt und drängt, ſie aus ihr herauszuarbeiten. Oder fordert ſie uns nicht geradezu heraus, ihr die Weihe der Schönheit, Sittlichkeit, Religioſität zu geben? Sie ſchaut uns bald ſo ſchönheitstrunken, bald ſo ernſt und fragend, bald ſo voller Geiſt und Sinn und Zweck an, daß wir gar nicht anders können, als auf all ihr ſtummes Fragen und Sagen von ganzem Herzen einzugehen. Es iſt durchaus keine Vergewaltigung der Natur, wenn wir Schönheit, Geiſt und Zweck von ihrem Angeſichte ableſen. Sie

selber bittet darum, und wir, wir müssen einfach um unser selbst willen diese ihre Bitte erfüllen. So beziehen wir sie, an der wir uns über uns selber klar geworden, die uns in ihrer Güte die Farben, Formen, Bilder gab, in denen wir uns selbst erfaßten und uns selber gegenübertreten konnten, ich sage, wir beziehen sie, dankbar für die Klärung, in dieses unser Reich der geistigen Klarheit, in ein Reich des göttlichen Allgeistes, der aller Dinge, alles Lebens Grund und Quell und dem die Allherrin Kausalität nur Alldienerin, Allmittel zur Durchführung seines Willens und zur Erreichung seines Allzwecks ist. Und er selbst ist uns Zweck aller Zwecke, Ziel aller Ziele, Gut aller Güter, das höchste Gut.

Ich sage, nicht nur von mir aus, sondern im Hinblicke auf die Geisteswege der mir bekannten Menschheit, das ist die Hauptstraße, die die Vernunft des Menschen wandelt, die sie gewandelt ist und wandeln wird, um wirklich Licht in das Dunkel, Ordnung in das Chaos, Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, und Gott ist ihr Licht, ihr Ordner, ihr Einheitspunkt, in dem sie alles gipfeln läßt.

Freilich, wir wiederholen es, diese Vernunftschlüsse sind keine Verstandesbeweise. Gott ist und bleibt für den Verstand das große unbestimmbare X,

für die Vernunft dagegen ist er die beste aller Hypothesen. Aber wir können uns um des lieben Verstandes willen nicht in einen dunklen Keller setzen und uns die Augen rot nach hellem Lichte weinen, wenn draußen strahlend, freundlich, lebenswarm die Sonne scheint. Und Gott ist die Sonne, die unserem „höheren" Verstande leuchtet. Auf die Vernunfterleuchtung durch Gott, auf diese beste aller Hypothesen verzichten wollen, bedeutete uns den Verzicht auf die Einheit im Denken, Wollen und Empfinden. Wir können und wollen aber nicht verzichten. Wir müssen einen Zielpunkt unseres gesamten Denkens, Wollens und Empfindens haben. Der Aphorismus ist trotz Nietzsche die Verzettelung, der geistige Verfall, die Decadence. Wir haben keine Lust, ihr Portiersdienste zu thun. Und noch weniger vermögen wir aus der kargen Hand des „wissenschaftlichen" Verstandes zu leben. Das thue, wer es vermag! Wir würden dabei verhungern. Wir können ferner kraft unserer nun einmal so und nicht anders gearteten Vernunft nicht anders, als das Gleiche aus dem Gleichen ableiten, also den Geist aus dem Geiste, den zwecksetzenden Menschengeist aus einem zwecksetzenden Allgeist, das Ringen nach dem Guten aus einem Quell des Guten, den Drang zu Gott hin aus Gott her. Diese Ableitung ist unserer Vernunft, unserer

ganzen Willens- und Lebensrichtung gemäß. Anderen ist anderes gemäß. Es ist mir zwar mitunter etwas unklar, warum. Sind sie im Kopfe anders organisiert? Jedenfalls sehe ich, sie leiten sehr ernsthaft den Geist aus dem Ungeiste, das Sehende aus dem Blinden, den Zweck aus dem Wirrwarr ab. Sie müssen das wohl für die bessere Hypothese halten. So plaidieren sie zwar schließlich auch irgendwie für ein zunehmendes Reich des Lichtes, Sinnes und Zweckes. Aber der Garantieschein dafür wird von ihnen in die Hand einer blind waltenden „Entwicklung" und ihres sehr hellköpfig ausgefallenen Sohnes „homo sapiens" gelegt, während ich ihn in die Hände Gottes legen muß. Nur er garantiert mir die Menschenzukunft, weil er im allgemeinen den Menschen erst zum Menschen und das blinde Naturgesetz zum gehorsamen Diener seiner lichten Zwecke macht und im besonderen zur Stunde, da es not thut, uns die großen Genien aus seiner Schöpferfülle wachsen läßt, die wir brauchen, um wieder einmal gerüttelt und geschüttelt und zu höheren, lichteren Zielen getrieben zu werden. Doch jeder nach seinem — Geschmack!

Ich wähle dieses Wort absichtlich, weil es noch stärker als das Wort „Glaube" wirkt und noch nachdrücklicher darauf aufmerksam macht, daß all dieser Gedankenab- und -aufstieg zu den Quellen und

Zielen des Lebens eine subjektive Geistesthat ist und bleibt; ganz einerlei, ob das Resultat materialistischer, idealistischer oder sonstwelcher Art ist. Von „Wissenschaft" in präzisem Sinne ist hier gar keine Rede. Hier steht Geschmack gegen Geschmack, Wille gegen Wille, Glaube gegen Glaube. Einen verstandesmäßigen „Zwang" zu irgend einer Weltanschauung giebt es gar nicht. Es wäre auch ganz entsetzlich. Der Verstand hat immer nur „die Teile in der Hand", „das geistige Band" um sie schlingt die Vernunft. Und wie sie es schlingt, das steht bei mir, bei mir einzig und allein. Kein Mensch kann mich zwingen, weil kein Mensch hier etwas „beweisen" kann.*)

Ob ich das ganze Daseinsrätsel und mit ihm mein eigenes Seelenrätsel von einer zwar krafterfüllten, ihrer selbst aber unbewußten, ihre Wege nicht kennenden Materie oder einem blinden Lebenswillen mir verdunkeln, oder aber von einem Gotte mir deuten lasse, der selber Licht alles Lichtes, Kraft aller Kräfte, Ziel aller Ziele ist,

*) Eines der geistvollsten Bücher, das in den letzten Jahren über „Den Weg zu Gott" geschrieben worden ist, hat leider den einen Fehler, daß es alles „beweisen" will. Trotzdem empfehlen wir es von Herzen als ein starkes und gutes Buch, es betitelt sich „Der Weg zu Gott für unser Geschlecht" und ist verfaßt von Prof. Dr. A. Bollinger, 2. Aufl., Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

das ist zuletzt stets meine eigene Sache, nämlich Sache meiner ganzen Willens- und Lebensrichtung. Fühle ich mich mehr als Vergänglichkeit denn als Ewigkeit, mehr resignierend als postulierend, mehr gelebt als lebend oder mehr in rosiges Selbstlob als in ernste Selbstkritik getaucht, so wird ein müder Pessimismus oder kulturseliger Materialismus mir geben, wessen ich bedarf. Fühle ich mich aber als Geist und Kämpfer und drängender Ewigkeitswille, ist mir das Vergängliche nur Gleichnis und Larve eines Ewigen, das durch alle Gewänder hindurch mit großen leuchtenden Augen mich anschaut, dann eben wähle ich Gott, einfach deshalb, weil ich ihn meiner Natur nach wählen muß.

Und in dieser Lage befinde ich mich. Ich wähle Gott und halte fest an ihm, weil diese Wahl die meiner ganzen Lebensrichtung, meinem ganzen Lebenswillen entsprechende, d. h. für mich die vernunftgemäße ist.

Wer aber entscheidet über das Recht meiner ganzen Lebensrichtung? Nun, für mich — ihr seelischer Erfolg, ihre selbstempfundene, persönlichkeitsbildende Kraft, und für die anderen — nun, deren Lebensmaxime! Wir kommen also aus dem Zirkel des Subjektiven nicht heraus, und darum

heißt das Resultat: Das entscheidende Urteil steht bei mir selbst.

Und würde mich einer fragen, warum in aller Welt Gott das so und nicht anders eingerichtet habe, so würde ich gelassen erwidern: Weil ihm an mir selber liegt. Das Objektive ist Er selber. Das Subjektive, das bin ich. Dieses mein Ich sucht Gott. Er will, daß ich ein wahres Ich werde, das, in charaktervoller Selbstentscheidung für oder gegen ihn, den Lebensweg sich wähle, frei in der Wahl, ganz auf sich selbst gestellt, und eben nur darum auch hier, auch Gott gegenüber, ein — Ich! Dem persönlichen Gotte liegt am Persönlichen in uns!

Doch daß man mir nicht etwa den Vorwurf mache, ich sähe im Gotte der Religiosität ein Vernunftprodukt. Ganz und gar nicht. Der Vernunftweg zu Gott ist ja nicht eigentlich religiöser Natur, nicht Erlebnis, sondern Gedankenergebnis. Ich sagte nur und hielt es für wichtig zu sagen: Auch die Vernunft der Menschheit mündet ein in Gott. Gott ist ihr normales Reiseziel. Daneben hat es natürlich immer Sonderlinge, große und kleine Einzelne gegeben, die andere Straßen ziehen, und auch immer noch viel mehr solche, die das Aparte dem Landläufigen, das Extravagante dem einfachen und schlichten Zuge ihrer Seele vorzuziehen für interessanter und tiefsinniger halten.

Auch das gehört zum Reichtume des Lebens, zur Freiheit der Lebensgestaltung.

Nun aber sage ich: Der Gott, in dem die Vernunftwege einmünden, und dessen die schlichte Menschenvernunft einfach bedarf als des Einigungspunktes all ihrer Gedankengänge, als des festen Hakens, an dem sie die Welt aufhängt, dieser Gott ist noch lange nicht der Gott der Religiosität. Er ist wohl ein großes und helles Licht im Gehirn. Und Licht im Gehirn ist sehr gut. Wir können gar nicht genug davon haben. Es schadet selbst den kirchlichsten Kirchenmännern nichts. Es kann und soll die Vernunftklarheit unendlich klärend auf die Frömmigkeit selber wirken. Aber die Religiosität selber ist kein Vernunftgewächs. Religiosität und Vernunft stehen zu einander nicht in dem Verhältnis von Wirkung und Ursache, sondern viel mehr, wenn auch nicht ausschließlich, in dem von Leben und Lebensverständnis. Die Vernunft erzeugt nicht die Religiosität, sondern sucht die aus den Tiefen unseres Lebenswillens hervorwachsende zu begreifen, zu beleuchten, zu klären. Und das vermag sie um so eher, als sie, auf der Leiter der Thatsachen und der sie ordnenden Gedanken Sprosse um Sprosse aufwärtsklimmend, zuletzt doch selber Herberge, Kraft und Ruhe auch nur da findet, wohin die andere auf

drängendem Flügel heißen Sehnens ihr längst vorangeeilt ist: bei Gott. So sind sie beide, Vernunft und Religiosität, weil für dasselbe Ziel geschaffen, wahlverwandt, so können und sollen sie sich achten, nach gegenseitigem Verständnisse trachten und in den beiderseitigen Lebensnöten sich förderlich und hilfreich sein.

Wie not das thut, zeigt unsere kirchliche Notlage. Den heutigen Kirchen, evangelischen wie katholischen, ist das Zeichen der Vernunftangst nur allzu deutlich aufgeprägt. Daher ein gut Teil all der Halbheiten und Zerfahrenheiten und Armseligkeiten. Die Angst kann ja nie Ganzes schaffen. Und doch ist die Angst, als könnte die Vernunft die Religiosität verschlingen, nur ein Kennzeichen derer, deren Frömmigkeit mehr ein Stück Kirchengeschichte als tiefquellendes Leben ist. Wer wirklich solches hat, der lacht all dieser Aengste; er weiß ja, daß durch das innere Leben und Erleben die Lebensauffassung bestimmt und geregelt wird, und nicht umgekehrt. Er weiß aber auch, daß die Vernunft die Religiosität nicht ersetzen kann.

Nur drei Gründe will ich namhaft machen. Erstens: Wenn auch mein vernunftgemäßes Denken in Gott gipfelt und gipfeln muß, so führt doch dieses Denken mich bloß dahin, daß ich sage: Gott ist, oder, wenn er nicht ist, so verstehe ich weder die Welt

noch mich selber. So ist und bleibt Gott für die Vernunft, wenn auch die beste aller Hypothesen, so eben doch — Hypothese. Und vermag allenfalls die Vernunft mit Hypothesen zu existieren, das Herz thut's einfach nicht. Es spricht: ich fühl's, ich hab's, ich leb's, ich will's — *ich glaube!*

Zweitens: Was bei der Vernunft das Ende, ist für die Religiosität Anfang, Mitte und Ende vom Liede: *Gott*. Die Vernunft gipfelt in Gott, und eine der Fragen, an der ihr tiefstes Lebensinteresse hängt, ist die, *ob Gott ist*. Freilich kann sie diese Frage immer wieder nur zu relativer Lösung bringen, d. h. Gott als die beste Hypothese, als den einzig brauchbaren Schlüssel zum Makrokosmus und Mikrokosmus gegenüber allen gegenteiligen Himmelsschlüsseln darthun. Ich weiß, wie wichtig diese ihre Arbeit, ja, daß sie in bestimmten Zeitläuften die wichtigste aller Denkarbeiten ist. Auch diese unsere Schriften stehen ja zum großen Teile in ihrem Dienste. Und dennoch sage ich: *Die Religiosität selber ist an der Frage, ob Gott ist, so gut wie gar nicht interessiert.* Das klingt sehr paradox und mehr als kühn, und ist doch eine Wahrheit, die man so eindringlich wie möglich zu machen verpflichtet ist.

Ich frage: Zweifelt auch der wirkliche Künstler an der Existenz des Schönen? Bei allem Kampfe

um die Schönheit, an ihr selber zweifelt er nie, höchstens an sich selber. Das „Daß" steht ihm fest, dem „Wie" gilt sein Kampf, und das ist ein Kampf zugleich ums eigene Ich, weil er sich von innen gedrängt fühlt, dem „Daß", dessen er gewisser wie seiner selbst ist, das ihm entsprechende „Wie" durch die eigene künstlerische That zu geben.

Genau so der religiöse Mensch und Gott. Daß Gott ist, ist ihm die selbstverständlichste aller Selbstverständlichkeiten. So selbstverständlich wie er an die Existenz des Lebens glaubt, das ihm durch die Adern rollt, so selbstverständlich ist ihm der Glaube an die Existenz des Gottes, der tief sein Inneres bewegt. Es können ihm wohl Stunden kommen, da er aufschreit in tiefstem Weh: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?", aber dieser tiefste Schmerzensschrei der religiösen Seele ist nur aus Gottesferne, nicht aus Gottverneinung geboren. Käme dagegen dem religiösen Herzen der Tag, da es Gottes Existenz verneinte, so hätte es damit sich selbst verneint und aufgegeben. Aber ich bezweifle, ob ihm das möglich ist. Für wirklich religiöse Naturen wäre es wenigstens seelischer Selbstmord. Daß sich zeitweilig das Herz durch die Dialektik des Kopfes betrügen und gänzlich einschüchtern läßt, kommt häufig vor. Der junge Bismarck ist ein interessantes Beispiel dafür. Aber da sitzt

doch Gott ganz hinten in der Seele wie eine große, große Sehnsucht. Bald wird er wieder in den Vordergrund des Lebens treten. Vor allem aber ist zu betonen: Die großen Krisen aller religiösen Genien sind innerreligiöser, nicht intellektueller Natur. Sie behandeln und wandeln nur das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, Gott und Mensch. Der alte Gott und der alte Mensch, beide sterben, beide werden neu geboren. Das „Daß" kommt gar nicht in Frage, das „Wie" ist alles! Man denke das ernsthaft durch!

Ich weiß nicht, aber mir persönlich kommt die allzugewichtige Betonung der Frage: „Ob — Gott — ist?", immer etwas vormärzlich, ich wollte sagen: vorkantisch, vor. In mir antwortet auf sie immer ein fröhliches Jauchzen. Ich „weiß" ja seit Kant, sie bleibt intellektuell unlösbar und — ich freue mich dieses „Wissens" von ganzem Herzen! Bleibt mir doch so im centralsten Gebiete meiner Seele die Freiheit der Selbstentschließung dauernd gewahrt! Und diese meine Entschließungen, nun sie sind und müssen religiös, d. h. für mich Gott bejahend und mit Gott lebend sein, erstens, weil ich vom Herzen aus gar nicht anders kann, und zweitens, weil obendrein, wie dargethan, meine nun einmal so und nicht anders geartete Vernunft auch immer bei Gott endigt.

Aber ich bitte nochmals, zu bedenken, letzteres ist nur eine angenehme und nicht zu verachtende nachträgliche Beruhigung. So wird der Lebensabend eines Künstlers sich vergolden, wenn die Herren Aesthetiker noch vor seinem Tode ihr „probatum est" über sein Lebenswerk schreiben! Aber hätte er etwa die Pflicht gehabt, mit seinem Schaffen darauf zu warten?

Nicht anders der religiöse Mensch und seine Religiosität. Die Religiosität kann ja gar nicht warten, wie die Antwort der gelehrten Vernunft auf die Frage, ob Gott ist, ausfällt. Wartet auch das Leben mit seiner Lebensbethätigung, bis die Wissenschaft es „erklärt" und „bewiesen" hat? Warten Sonne, Mond und Sterne mit ihrer Wanderung durch die Himmel, bis die Astronomen ihren Weg berechnet haben? Ebensowenig wartet die Frömmigkeit des Frommen auf den Verstand der Verständigen und auf die Vernunft der Vernünftigen. Sie trägt in sich selbst das Recht auf Leben, sie will und sie muß leben, und ihre Lebensbedingung, ihr Lebensquell, ihre Lebenskraft, ihr Lebensziel ist — Gott.

Drittens und Letztens: Kein Mensch wird gezwungen, seine Vernunftmalereien über Gott in wirkliches Leben in und aus Gott umzusetzen. Um den Gott meiner Vernunft brauche ich mich noch lange nicht — persönlich zu kümmern. Ich

brauche weder zu ihm zu beten noch mich an ihn mit warmer Seele anzuschließen und aus seiner Hand mein persönliches Lebensprogramm zu empfangen. Thatsächlich machen wir diese leidige und um unserer Freiheit willen im tiefsten Grunde doch zu preisende Beobachtung nur allzu reichlich. Der Vernunftgott ist viel weiter verbreitet, vielleicht aber auch nur leichter zu fassen und in anderen zu konstatieren, als der religiöse Gott. Jedenfalls ist es notorisch, daß fast alle schlichten, unverdorbenen Gehirne gegenüber der Welt *im großen* so arbeiten: *Von nichts wird nichts, also ist Gott.* Ich weiß, wie anfechtbar dieser Schluß ist, aber sehr viele von eben den Leuten, die nach ihrer Vernunftbildung sich diesem Schlusse gar nicht entziehen können, lassen diesen Gott ihrer Vernunft den guten Mann sein, um den sie sich im Haushalte ihres persönlichen Lebens nicht weiter kümmern. Da ist Gott ein Kopf- und Vernunftding, von Religiosität aber braucht auch nicht ein warmer Hauch verspürbar zu sein.

Es hat eben das wirkliche religiöse Leben ganz andere, tiefere, unmittelbarere Quellen. Es ist nie und nirgend nur abgeleitetes, sondern stets und in erster Linie quellendes Leben, „lebendiges Wasser". Und zwar sowohl gegenüber der Vernunft wie gegenüber der Geschichte. Wir sind in erster Linie

Lebenswille und nicht Reflexion. Und wir sind in erster Linie aus innerer Mitgift Werdende und nicht von außen her Fabrizierte, Lebendige und nicht Gelebte, originale Neuschöpfung und nicht Kopie, Wahlfreiheit und nicht Zwang, heiliger Geist und nicht Kirchengeschichte. Daher ist denn freilich die Mannigfaltigkeit der religiösen Erlebnisse so groß, daß es für den oberflächlichen Blick etwas Verwirrendes, ja Beängstigendes haben kann. Die Seelentiefen, aus denen das religiöse Leben sprudelt, sind so verschiedenartig. Diese und jene Geschehnisse heben plötzlich in diesem oder jenem Bezirke der Seele die Erdkruste, unter der die Wasser schlummernd liegen, und es quillt bald trüb, bald klar, bald leise, bald mächtig, bald stoßweise, bald in ununterbrochenem, tiefem Flusse.

Es ist nicht leicht, in diesem Netze von großen und kleinen Rinnsalen und Abzweigungen die Hauptadern festzustellen. Es kommt gerade auch hier, wo wir im Gebiete des zartesten und individuellsten Gefühlslebens stehen, so viel künstliche Stauung und Ueberschwemmung vor, es läuft so viel Selbsttäuschung unter. Der eine sucht im Rausche des Gefühls und der Ekstase ins Reich des Göttlichen sich zu erheben, der andere hält ererbte kirchliche Begriffsleitungen für religiöse Wasserbäche und verwechselt überkommenes und übernommenes

dogmatisches Kopfdenken mit religiösen Herzenserfahrungen. Und je ärger sie sich mit den Köpfen verrannt haben, und in je größerem Widersinne die Formeln endeten, um so energischer reden sie sich und den andern ein, daß sie die in diesen Formeln eingekapselte „objektive Offenbarung" subjektiv „erfahren", den Widersinn als Sinn „erlebt" hätten. Da will dieser die Dreieinigkeit „erfahren" und jener die communicatio idiomatum „erlebt" haben. Aber abgesehen von solchen geistigen und „geistlichen" Unklarheiten, auch im Reiche des schlichten und wirklich religiösen Lebens herrscht eine große Mannigfaltigkeit. Es ist, möchte ich sagen, hier ähnlich wie im Reiche der Töne, wo jeder, wenn nicht die Worte des Liedes den Geist in bestimmte Gedanken- und Gefühlsbahnen zwingen, etwas anderes aus denselben Klängen heraushört, eben sich selbst, sein Lieben, Hoffen, Wünschen und Verlangen, eingekleidet in die Formen seiner höheren oder niedrigeren sittlich-geistigen Gesamtentwicklung. Und doch lassen sich bei aller Polyphonie der religiösen Empfindungen, die durch die Menschenseele gehen, eine Reihe einfacher, immer wiederkehrender Grund- und Leitmotive nicht verkennen. Sie sind es, die dem Ganzen seine Gliederung und Klarheit geben. Wollen wir die normale und charakteristische Lebensweise der Religiosität im

menschlichen Gefühls- und Willensleben näher kennen lernen, so müssen wir uns diese ihre Grund- und Leitmotive zu innerem Gehöre zu bringen versuchen.*)

Versuchen wir es denn!

Wir erleben uns als Ich, wir erleben uns als Geist, wir wollen uns als Ich, als Geist und Seele behaupten, aber ach, wir sind, wie der Vogel im Käfig, eingefangen in das rücksichtslose Walten der Natur, die heute die Sonne sendet und morgen den Blitzstrahl, heute frohes Jauchzen und morgen den Tod. Es flutet um uns das Meer des Lebens. Welle hebt sich, Welle sinkt. Aber wir selber wollen nicht nur Welle sein, jetzt aufgeworfen zum Lichte und schon dem Tode geweiht, da wir eben des Lebens uns erfreuen wollten. Es bäumt sich etwas in uns auf, es strebt etwas nach oben, hinaus über den Wechsel zu einem Bleibenden, hinaus aus dem Zwange zu einer Freiheit, hinaus über das Vergängliche zu einem Unvergänglichen. Mitten hinein in die dunklen Klagemelodieen der verblühenden Rosen und sinkenden Halme und fallenden Sterne und wechselnden Tage klingt ein höheres Lied, ein Lied aus weiten Fernen, jetzt übertönt und doch

*) Vergleiche für das Folgende die Aufsätze von H. Holtzmann „Ueber Begriff und Inhalt der religiösen Erfahrung", Protest. Monatshefte 1899, Nr. 6 und 7.

schon wieder erwachend, jetzt versinkend und doch schon wieder sich erhebend. Was ist das für ein seltsames Lied? Wo tönt es her? Aus den Wolken — ach, sie sind Luft und Licht! Von den Sternen — ach, sie wandeln fühllos ihre Bahnen! Vom Himmel — ach, du wardst uns zur endlosen Tiefe! Und doch, es klingt und tönt und läßt mich nicht los, das Lied von einem, der über allem waltend thront, der, allem Wechsel enthoben, selber alle Wechsel leitet mit seiner starken Hand. Zu ihm drängt es mich hin. An ihn schließe ich mich an. Er sei mein Halt, mein Grund, mein Stab, mein Stecken. Und ob ich gleich wandere im finsteren Thal, du bist bei mir! Und wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde! Abhängigkeit von dir, das allein ist meine Freiheit. Dein Wille geschehe! Dein Wille geschieht. Laß meinen Willen sich in deinen Willen ergeben!

Kennt ihr dieses Lied? Wer hätte es wohl nie vernommen, wer hätte nicht einmal eine Stunde, da es durch seine Seele geht leise wie ein Heimatsweh, stürmisch wie ein Verweiflungsschrei? Wer nie mit Schmerzen der Erfahrung der Vergänglichkeit sich zu entwinden hätte, müßte wohl Riese oder Fäustling, Uebermensch oder Banause sein.

Doch sagt, woher dieses Lied? Wie kann es erklingen in einer Welt, die in schrillsten Dissonanzen

uns täglich das Gegenteil rauh zu Gemüte führt? Ich frage, wie kann unsere Seele, durchwühlt von diesen Dissonanzen, ein Lied von einer höheren Harmonie, von einem sieghaften Einklang aller Irrungen und Wirrungen aus ihrer eigenen Tiefe heben? Ich finde eine Antwort nur in dem Glauben, daß in dieser unserer Seele selbst ein Unendliches, Göttliches, Ewiges schlummert, um in den Augenblicken, da sich die Dissonanzen zwischen Ich und Welt, Lebenswille und Lebenszwang ins Unerträgliche steigern wollen, zu erwachen und unsere Seele auf zu dem zu tragen, der ihre Ruhe und ihr Vertrauen und ihre Kraft, weil ihr Gott, ist.

Und damit haben wir das Urdatum aller echten Religiosität vor uns: Im Strudel des Geschehens, der uns erfaßt und in die Tiefe reißen will, reißt sich die Seele los und kettet sich an Gott. Es kann die Menschenseele kraft ihrer Abstammung vom Unendlichen selbst ein Abhängigkeitsverhältnis von lauter Endlichkeiten nicht ertragen. So rettet sie sich selbst vor dem Untergange im Endlichen in die schlechthinnige Abhängigkeit von Gott. Es strebt das Gleiche zum Gleichen. „Mein Geist sucht seinen Ursprung wieder."

Möglich, daß andere Seelen das Niederdrückende der Vergänglichkeit und des Verflochtenseins in ein scheinbar teilnamloses Naturgeschehen

auf andere Weise überwinden. Ich weiß nur dies: Der religiöse Mensch überwindet es nur durch die Erhebung zu Gott. Nur im Glaubensaufstiege zu ihm erreicht er jene freien Höhen, da die Welt ihm zu Füßen, überwunden unter ihm liegt. Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Und darum halten wir an ihm fest.

Aber der Flug der Seele auf zu Gott ist doch nicht nur Flucht aus dem Zwange des Schicksals und der Unfreiheit der Welt ins Reich einer überweltlichen seelischen Freiheit. Nicht nur die dunklen Stunden tiefempfundener Ohnmacht treiben uns zur Allmacht empor. Unsere Seele fährt auch jauchzend auf zum Himmelszelte; sie gleicht in unseren besten Lebensstunden der Lerche, die, wenn die Maienmorgensonne ruft, nicht anders kann, als auf zu ihr die Flügel heben und alle Seligkeit, die ihr kleines Herz durchflutet, ausklingen lassen in ein jubelndes Lied des Dankes. Wir erleben wohl alle Stunden, in denen wir nicht wissen, wohin mit aller unserer Seligkeit. Es drängt und treibt und sproßt im Herzen, und ein „Nun danket alle Gott" klingt wie von selbst aus seinen wärmsten, innersten Tiefen.

Ja, Dankbarkeit, sie ist es, die unserer Seele Flügel leiht, daß sie auffährt zu dem, von dem alle gute Gabe kommt. Wem sollte sie sonst auch danken? Der Natur? Wer ist sie denn? Ein

Nebeneinander von tausend Dingen — kann man ihr im Ernste danken, wo sie selber nicht weiß, woher sie die Gaben hat und noch viel weniger weiß von dem, der sie aus ihrer Hand empfängt? Man kann sie wohl dichterisch apostrophieren: „Allmutter Natur"! Und diesem dunkeln dichterischen Gebilde gegenüber mag wohl Rhetorik schöne Worte machen, das schlichte warme Gefühl des dankbaren Herzens aber verlangt nach etwas anderem, eben nach einem persönlichen Verhältnis zum Geber aller guten Gabe. Und gerade die tiefsten, seligsten Gaben, die unsere Seele mit Jubeltönen füllen, weisen durch sich selber weit über die Natur hinaus. Sie selber liegt tief, tief unter ihnen. Oder wie sollte ich ihr danken für die tiefsten Wonnen des Geistes, für Stählung des Willens in Versuchung, kraftvolles Drängen und Ringen, Wagen und Gewinnen im Kampfe um Gott und um mich selbst, oder auch nur für treue Liebe und aufrichtendes Freundeswort? Dies alles weist ja über die Natur hinaus ins Reich des Geistes, empor zu dem, der schöpferischer Geist, heiliger Wille, quellende Kraft, lauterste Güte ist.

Und ich meine, es kann der Mensch Gott nie so gänzlich aus seiner Seele verdrängen, daß ihm kein „Gott sei Dank!" mehr über bebende oder jubelnde Lippen tritt. Selbst da, wo die Köpfe sich längst von Gott losgerissen haben und mit ihm

fertig zu sein glauben, quillt aus der Seelentiefe weiter Dank und Lob zu ihm empor. Je edler ein Mensch ist, um so bescheidener ist sein Anspruch an das Leben, um so tiefgefühlter der Gegensatz zwischen Verdienst und Lohn, und um so reiner die ganze Seele eingestimmt auf den Grundton der Dankbarkeit: „Was habe ich, das ich nicht empfangen habe?" Aber weil gerade der edle, große, gute Mensch alles Edle, Große, Gute seiner Seele empfindet als ein Gnadengeschenk, ihm zugeteilt und reichlich zugemessen ohne sein Verdienst und Würdigkeit, so will er danken, muß er danken. Aber wem? Einem Unbekannten, Ungenannten? Das wäre dunkles Danken. Und wie? Mit Worten? Ja, auch mit Worten, aber auch mit mehr als Worten, mit tiefen, warmen Seelentönen und Hingabe des Herzens an jene hohe, reine Macht, aus deren Güte er das, was er ist, geworden ist.

Spricht dieser wunderbar tiefe Zug unserer Seele zu Gott hin nicht eine sehr beredte Sprache? Ist er nicht ein gar edler Anwalt der Religiosität? Nur wo ein Herz für Dankbarkeit erstorben wäre, wäre es wohl ganz und gar für Gott, zugleich freilich für die edelsten Empfindungen und reinsten Seelenfreuden abgestorben. Es wäre das aber eine solche Verkümmerung unseres Lebens, daß wir nicht verstehen, wie man ihr im Ernste das Wort reden

kann. Warum denn nicht auf diese tiefen, unmittelbaren Stimmen unserer Seele lauschen, die uns in Dankbarkeit zu Gott erheben? Ich meine doch, daß solches Hören auf das eigene Herz unserer ganzen Natur gemäß, ihr förderlich und heilsam sei. Oder ist wirklich der „Verstand" es wert, daß man um deswillen, was er nicht „weiß" — nicht wissen *kann*, das verleumdet und zertritt, was man in tiefster Seele fühlt? Ich denke, daß solche „Verständigkeit", wie allzu oft die übergroße „Verständigkeit", die wesentliche Thorheit sei.

Die Dankbarkeit ist aber nicht nur ein warmes Wogen im Gemüte, sie treibt auch ihre Wurzeln in die Tiefen unseres sittlichen Willens. Gemüt und Wille werden durch sie ineinandergewurzelt. Der befruchtende Bund zwischen Religiosität und Sittlichkeit wird hier in edelster Weise offenbar. Denn dankbar sein heißt ja, sobald es aus dunklem Gefühl zu klarem Gedanken wird, nichts anderes, als eine *sittliche Verpflichtung* fühlen gegenüber einem gütigen Geber, eine Verpflichtung, die aus warmem, freiem Herzen quillt, und der darum von vornherein alles Bittere, Starre eines aufgezwängten „Muß" genommen ist. Aus freiem Herzensdrange wird hier der Wille mobil gemacht. Es brennt ein fröhliches Feuer auf dem Herde des Herzens, das die Spannriemen der Seele zu rüstiger

Arbeit treibt. Doch zu welcher Art von Arbeit? Bei nur geringer Vertiefung des geistigen Lebens kann es gar keine andere Arbeit sein als die: die Güte des Schöpfers durch Gutsein erwidern.

So erwachen hier die tiefsten Impulse des freien, frohen sittlichen Strebens. Wir möchten nie und nimmer diesen warmen religiösen Antrieb unserer Seele zu froher sittlicher That vermissen. Es mag ja groß und gigantisch erscheinen, mit aufeinandergepreßten Lippen der empfundenen Pflicht zu genügen und ohne Liebe, ohne Glauben, ohne Hoffnung starr und stolz dem Rufe des eigenen sittlichen Geistes zu folgen. Mir aber ist die Sonne, die wärmt und frohes Leben weckt, lieber und edler als die, die nur scheint und strahlt und — kalt läßt. Und darum soll die religiöse Dankbarkeit wie ein lieber, warmer Sonnenschein durchs Herz mir fluten und alle guten Keime meines Willens zu frischem Leben rufen.

Indes die Seele kennt auch Stunden, wo die Dankbarkeit sie nicht mit leisem Fittich sanft nach oben trägt, sondern mit so starkem Flügelschlage trifft, daß sie zusammensinkt und mit Petrus bittet: „Herr, gehe von mir hinaus! ich bin ein sündiger Mensch.“ *) Und das sind Stunden, da Gott mit

*) Luk. 5, 8.

seltener Eindringlichkeit Zwiesprache mit der Menschenseele hält; Stunden, in denen wir von einem Strahle des Glücks getroffen, doch so getroffen werden, daß nicht ein Jauchzen über unsere Lippen fliegt, sondern das Geständnis der eigenen Unwürdigkeit in einer Thräne des Auges steht.

Wer aber immer dies erfahren hat, weiß auch, daß solcher tiefen Demütigung der Seele eng verschwistert ist ein um so ernsterer Aufstieg in das Reich der guten That. So wandelt wiederum die Religiosität, die erfahrene Gottesnähe, sich um in nachhaltiges sittliches Streben. Und wir meinen, „was ruhige sittliche Kraft verleiht, muß Wahrheit allermindestens in sich tragen", und von dem, was diese Wirkung auf unsere Seele ausübt, können und wollen wir nichts, gar nichts entbehren. Denn nicht was wir an Talenten und Wissen besitzen, bestimmt unseren Menschenwert; den bestimmt allein der sittliche Wille. Was ihn erhöht, erhöht uns. Es wäre aber für uns ein unersetzbarer sittlicher Kraftverlust, wollten wir den tiefen sittlichen Antrieben der Religiosität uns verschließen. Wir haben kein Recht dazu, uns so zu schädigen. Und noch viel weniger die Pflicht. Denn noch ist die Gottverneinung keine Denknotwendigkeit. Noch immer ist die Gottbejahung die blaue Blume, vor der allein die verschlossenen Thore des Lebens und des Alls sich

öffnen. Noch immer ist Gott die Quelle der sittlichen Kraft. Auf diese Kraft zu verzichten wäre eine Pflichtverletzung gegen unsere eigene Seele, deren wir uns nicht schuldig machen dürfen.

Und da ich das Wort „schuldig" ausspreche, werde ich erinnert an die Erlebnisse der Menschenseele, die ihr zwar rauh und bitter, aber doch unendlich heilsam, Gott zum Bewußtsein bringen. Sie tragen die dunklen Namen: Sünde und Schuld.

Wohl sind das Worte, von denen man in weiten Kreisen heutzutage nichts hören will und mag. Sie haben da die Theorie erfunden, daß auch im sittlichen Reiche das, was ist, sein müsse. Sie haben die Kausalität der Natur zum gefälligen Deckmantel der eigenen Verfehlungen erkoren, die Wahlfreiheit zwischen Gut und Böse und damit Menschenwürde und Menschenverantwortlichkeit in den Winkel gestellt. Es giebt nur einen Zwang der Verhältnisse, aus dem das Handeln wächst, keinen freien Wähler, der selber handelt. Die Maschine der Welt funktioniert bald so, bald so in uns. Wir werden gelebt, wir leben nicht. Das Milieu ist alles, der Mensch ist nichts.

Es ist das eine grausige, es ist eine armselige, es ist eine lächerliche Theorie. Grausig und lächerlich zugleich, weil die Vielzuvielen, die ihr huldigen,

sie doch zuletzt nur benutzen, um sich hinter ihr vor sich selber zu verkriechen. Es ist eine Tragikomödie! O ihr Theaterhelden!

Wo dagegen die Menschenseele gesund ist, ist sie ihrer Freiheit sich bewußt und ihrer Verantwortlichkeit gewiß. Sie verbittet sich solche Tapetenthüren und Hintertreppen. Sie spielt wohl manchmal auch Versteckenspielen. Aber sie schämt sich dessen auch wieder vor sich selbst. Wohl tragen wir schließlich nach außen jeder eine Maske. In unserem tiefsten Wesen bleiben wir den anderen ein Geheimnis. Wir haben auch weder Grund noch Pflicht, mit unserer Seele vor der Welt Ausstellung zu treiben. Das würde zu einer geistigen Prostitution führen, die nur verderblich wirken kann. Wehe den „christlichen" Kreisen, wo sie künstlich kultiviert wird! Aber tragen wir auch eine Maske, es vollzieht sich dennoch in uns selbst eine Demaskierung. Es ist eine seltsame unwiderstehliche Nötigung unserer Seele, daß sie selber über sich selber zu Gericht sitzen muß. Wenn auch kein Mensch sie je erkannt hat, sie weiß sich doch — *erkannt*. Es ist ihr, als ruhten Augen auf ihr, Augen, denen sie nicht entrinnen kann, Augen, die durch und durch sehen, Augen mit seltsam objektivem, stählernem Blicke? Wes sind sie doch? *Sie sind Gottes*, sagt das religiöse Herz.

Wer hätte wohl nicht einmal im Leben mit innerem Erbeben unter dem Blicke dieser Augen gestanden? Daß doch das Unerbittliche, Stählerne ihnen schwände und sie wieder gütig, warm und freundlich auf mir ruhten, Vergebung, Schuldentlastung, schaffensstarkes Selbstvertrauen mir in die Seele strahlten — — ja, das ist der ernsteste und innerlichste Kampf, den unsere Seele mit Gott durchzukämpfen hat. Der Feige flieht ihn, viele starre Naturen unterdrücken ihn, bei vielen ist er nur ein schnell verflogenes Gewitter. Und doch ist er und bleibt er der größte aller Kämpfe in der Menschheit. Hier werden die tiefsten Niederlagen erlitten und die herrlichsten Siege erfochten. Hier liegen Weltuntergang und Welterneuerung.

Einst walteten hier Furien und Erinnyen ihres Amtes, Kainszeichen wurden ausgeteilt, alle Schreckнisse des Gewissens durchwühlten die sündige Seele. Je mehr der Mensch sich aber religiös vertieft, um so deutlicher und dankbarer wird er diesen Kampf als einen Kampf empfinden, den Gott selber um seines Menschenkindes Seele kämpft. Und je gewisser er dessen wird, ein um so tieferes Zutrauen faßt er zu dem Gott, der also schlägt: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn," *) und um so herzhafter und getroster beginnt er sich auf dieses

*) 1 Mos. 32, 26.

seines Gottes Seite zu schlagen und unter seinem Schattendache ein Lied zu singen so wundersam und groß und heldenhaft, wie keines wieder mit deutscher Zunge gesungen ward:

Ein feste Burg ist unser Gott
— — — — — — — — — — —
Und wenn die Welt voll Teufel wär
— — — — — — — — — — —
Und nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Wenn einer mir ein Lied zu singen weiß, das mehr Stahlgehalt, persönlichstes Einsetzen aller Kraft, herzhafteres Vertrauen in den Sieg des Guten hat, dann will ich mir's überlegen, ob ich ihm und seinem neuen Gotte folge. Vorläufig aber sind mir eure neuen Götter gegen den alten Christengott zu winzig und zu wächsern, zu wenig Wille, wenig Klarheit und gar so viel Gedankenbläße. Lebt ihr mit ihnen recht und schlecht. Uns hat der Christengott zu sich gezwungen.

* * *

Noch habe ich vom Gotte Jesu Christi nicht namentlich gesprochen. Aber nun werde ich von ihm sprechen. Zwar wären wir auch ohne Christus reli-

giös gewesen und hätten auch ohne ihn von all den eben besprochenen, tiefen und entscheidenden religiösen Regungen und Nötigungen ein Weniges verspürt. Einfach weil wir Menschen sind. Denn das sind die religiösen Grundtöne, die durch die Seele der Menschheit gehen, sie demütigend und erhebend, erschütternd und beseligend. Aber freilich sehen wir, daß gemeinhin in den anderen geschichtlichen Religionen zumeist nur das eine oder andere dieser religiösen Leitmotive stark und beherrschend hervortritt, während die übrigen verschwimmen, und daß selbst dieses eine Leitmotiv nur allzu oft und allzu viele unreine Klangfärbungen hat. In Jesu großer, reiner Seele aber fehlt auch nicht ein einziges Motiv der wahren Religiosität. Hier erklingen sie alle so voll, so tief, so rein: Erhebung und Ergebung, Dankbarkeit und Versöhnung, Kampf und Selbstüberwindung, Heldenmut und kindlichfrohes Vertrauen. In seinem Leben tauchen diese Leitmotive auf und unter, je nachdem das Drama seines Lebens selbst zu Tiefen oder Höhen steigt. Nichts unnatürlich, nichts erkünstelt, nichts gesucht, nichts absonderlich, alles herzbezwingende Einfachheit, Schlichtheit, Größe, Natur im edelsten, göttlichsten Sinne.

Und darum sehen wir in ihm den Vollender unseres Glaubens. Das religiöse Wesen ist in ihm

Person geworden. Die Religiosität der Menschenseele hat sich in ihm zur reinsten Blüte entfaltet.

Dies aber geschah zu der Stunde, da es in den seligsten Tönen, die je ein lauschendes Ohr vernommen, durch dieses Menschenkindes Seele ging: „Gott ist mein Vater, ich bin sein Kind.“ Das ist die Christenbotschaft, die Frohbotschaft, der auch unser Herz gehört. Sie kündet uns den Gott, bei dem wir bleiben müssen.

III.

Ich glaube an Gott den Vater.

Jesus von Nazareth wurde, was er sich und der Menschheit geworden ist, durch das religiöse Erlebnis seiner Seele: „Gott ist mein Vater.“ All sein Leben, Streben, Glühen, Leuchten, Kämpfen und Siegen ist nur ein Ausfluß dieses einen großen centralen religiösen Bewußtseins. Und so giebt es für seine das Wesen des Christentums bestimmende Religiosität nur eine einzige alles sagende, nirgends zu enge und nirgends zu weite Definition: sie ist die Religiosität der Gotteskindschaft.

„Gott ist mein Vater, ich bin sein Kind,“ in diesem kurzen Satze liegt auch für uns alle Lebenshoheit, alle Lebenstiefe, alle Lebensweite, die intimste Innerlichkeit und kraftvollste Lebensbethätigung, aller Friede und alle Kraft der christlichen und unserer eigenen Religiosität. In diesen Worten sehen wir die Krystallisation des Christentums. Was von

diesen Worten her innerhalb des geschichtlichen Christentums nicht beleuchtet und begriffen werden kann, gehört nicht zum Christentume. Nur was mit diesen Worten in tief innerem Einklang steht, das ist wesentliches Christentum.

Nun aber bricht von allen Seiten der Sturm los. Und aus dem wirren Durcheinander höre ich diese Worte sich heben, die der Beachtung und Widerlegung wert erscheinen: „Wir sind den Kinderschuhen entwachsen! Dein Christengott läßt weder Gott noch Menschen zu ihrem Rechte kommen! Wo bleibt die Geistigkeit Gottes, und wo die Selbständigkeit des Menschen? Dein Liebesgeklingel ist uns zu weichlich und zu weibisch und zu süß! Wir brauchen Stahl ins Blut inmitten dieser harten, rauhen Welt! Du fliehst ja vor dem Uebel, kennst wohl die schauerlichen Thatsachen der Vererbung nicht und schließt nach berühmten Mustern die Augen vor den furchtbaren Abgründen der Sünde! Was soll uns das Versteckenspielen! Dazu die Blindheit im All und die Unfähigkeit unseres Intellektes, sie zu erhellen! Und das soll ein „Vater" sein, der diese Mißgeburt von Mensch und Welt, dies Zwitterding von Licht und Finsternis geschaffen hat? Selbstbetrug, Autosuggestion und weiter nichts!"

Das sind viele Vorwürfe auf einmal. Zuviele, um sie im Rahmen dieser ersten Schrift unseres

Cyklus eingehend zu beantworten. Die nächsten Schriften werden, jede an ihrer Stelle, das Ihrige dazu thun, all diese Einwürfe zu entkräften. Ich muß auf sie verweisen.*) Aber doch wäre es eine Abschwächung des bisher Gesagten, wollte ich nicht mit kurzen und scharfen Schlägen auf die schwersten der Angriffe erwidern. Wohlan!

„Autosuggestion und weiter nichts" — das klingt, aber besagt sehr wenig. In dem Reiche des innersten Gefühls- und Willenslebens, in dem wir hier stehen, bringt uns der ehrlichste Intellektualismus nicht über den Graben. Hier lautet die Frage nicht, was ist intellektuelle, genauer: verstandesmäßige Wahrheit, sondern was ist seelische, belebende Wahrheit? Ich sage nicht, daß die letztere mit den wirklichen Ergebnissen des Verstandes, dem „Wissen", irgendwie in Widerspruch stehen könnte oder dürfte. Nie und nimmer! Solcher Widerspruch ist ja der Seele selbst zuwider, sie kann mit ihm nie dauernd leben. Aber ich habe dargethan, daß und warum hier der „Verstand" versagt, daß und warum es hier gar kein „Wissen" giebt. Weil aber hier der Verstand versagt, stellt sich so gern die Neigung ein, das, was andere hier

*) Ich darf auch auf meine jüngst erschienene Schrift „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich" verweisen. Derselbe Verlag.

empfinden und wir selber nicht empfinden — oder nicht empfinden möchten — oder gern vernichten möchten, als Illusion und Autosuggestion beiseite zu schieben. Das ist unvorsichtig, ungerecht, leichtfertig.

Ich erinnere mich deutlich, wie mir's ging, als ich vor Jahren die erste Ausstellung moderner Gemälde vor die Augen bekam. Ich war entsetzt. Ich begriff nicht, was das sein sollte. So sahen die Dinge doch nicht aus! Solche farbigen Schatten hatte ich nie gesehen, nie solche bunten Lichter. Aegerlich, war ich nahe daran, das alles für theoretische Brillenmalerei, für „Autosuggestion" des Malerauges zu erklären. Dann aber kam mir das Bedenken, ob nicht der Laie sich vom Künstler belehren lassen müsse. Und heute weiß ich, sie haben recht gesehen und haben mir das Auge geschult und mir die Seele bereichert um tausend intime Reize und Genüsse, die ich ehedem der lieben Gotteswelt nicht abzulauschen vermochte. Wie man also das Auge sich schulen lassen muß und sich am besten vom Künstler schulen läßt, daß es recht sehen lernt, so muß man die Seele schulen und läßt sie sich am besten von den großen Seelenmenschen schulen, daß sie recht sehen und recht leben lernt.

Es ist eine Thorheit, kopfmäßig abzuurteilen über die belebende Wahrheitskraft des Gottesglaubens. Es handelt sich hier für den wirklich

und aufrichtig Lernbegierigen — auch um ein Experiment! Er muß mit seiner Seele das Experiment machen auf den Glauben: „Gott ist mein Vater!" Und dieses Experiment besteht darin, daß er dieſem Worte und allen ſeinen Konſequenzen gemäß zu leben unternimmt. Nur so ist es möglich, den seelischen Wahrheitsgehalt desselben zu erproben. Selbstverständlich ist und bleibt das Ergebnis dieſer Probe ſubjektiver und kann nie objektiver Natur werden, es heißt nicht „Wissen", sondern Selbstgewißheit auf Grund erfahrener Befreiung, Vertiefung, Erweiterung, Kräftigung, Beseligung des Innenlebens. Deshalb aber, weil sich die „objektive" Richtigkeit solcher inneren Erfahrungen nicht beweisen läßt, an ihnen zu verzweifeln, ist eine Thorheit, beruhend auf einer Unklarheit über das, was dem „Wissen", und das, was dem „Glauben" gehört. Bolliger sagt mit Recht hinsichtlich derer, die eine große innere Lebenszuversicht gewonnen haben: „Die objektive Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Zuversicht ändert nichts an der Thatsache, daß sie das in der Zuversicht beschlossene Glück haben und genießen. Auch wenn's objektiv ein Irrtum wäre, so bleibt doch die grandiose Thatsache stehen, daß es solche Menschen giebt, denen alles Schwerste sich in ein Gutes verwandelt — Menschen, die in einer

Freistatt leben, in der sie kein Uebel tödlich verletzen kann." *) — Nur läßt sich hier „objektiv" gar nichts „beweisen".

Wohl ist der Glaube nach Luther ein „Haben", aber eben ein subjektives Haben, das glücklicherweise aller Versuche spottet, es zum „objektiven" Haben oder „Wissen" umzuwandeln. Aber solches innere „Haben" wächst uns als wirkliche und dauernde Gewißheit nur dann zu, wenn wir auf unsere schönen Gedanken die Probe machen durch ein ihnen entsprechendes schönes Leben. Auch der „Glaube" basiert zuletzt auf einem Experiment, durch das er bejaht oder verneint wird. Genau so wie die objektive Probe auf eine Muskelkraft nicht durch die schönsten theoretischen Erwägungen, sondern lediglich durch die praktische Kraftleistung eben der in Frage stehenden Muskeln geleistet werden kann, genau so kann die subjektive Probe auf die Seelenkraft einer religiösen, sittlichen, ästhetischen Wahrheit nicht durch ein theoretisches Für und Wider entschieden, sondern nur durch die praktische Selbsthingabe der Seele an die zu prüfende seelische Wahrheit geleistet werden, hier freilich von einem jeden nur für sich selbst und nicht für den andern.

Aber weil wir Menschen Wesen einer

*) Der Weg zu Gott, S. 93.

Gattung sind, so fällt das Ergebnis dieser subjektiven Probe für viele gattungsmäßig gleich bei aller noch vorhandenen individuellen Verschiedenheit aus, und der Austausch der gleichen Erfahrungen schließt Herz an Herz und Seele an Seele zu religiösen, sittlichen, ästhetischen, nationalen und sonstigen Gemeinschaften. Imponderabilien sind, auch wenn sie Imponderabilien sind, und wirken gemeinschaftsbildender und gewaltiger als alle Ponderabilien und alles „Wissen". Das Experiment, die That aber entscheidet. Es steht das religiös-sittliche Leben unter dem Motto Jesu: „Thue das, so wirst du leben!" *)

Man könnte einwenden, die Konsequenz dieser Forderung wäre ja die, daß man alle Religionsformen und sittlichen Systeme durchprobieren müsse, um ihre Lebenskraft zu erfahren. Der Einwand ist theoretisch richtig, erledigt sich aber praktisch dadurch, daß wir den religiösen und sittlichen Lebenswert von Handlungen, Religionsübungen, Systemen innergeistig empfinden, ohne erst die Probe durch die That machen zu müssen. Die innere Lebensverminderung, die der Diebstahl mit sich bringen muß, empfinden wir, ohne zum Dieb geworden zu sein. Die Herabwürdigung Gottes und unser selbst, die die Gebetsmaschine des Rosenkranzes in sich schließt,

*) Luk. 10, 28.

fühlen wir, ehe wir seine Perlen uns durch die Finger und die zugehörigen Gebete über die Lippen rinnen lassen.

Doch ich kenne die Entgegnung, die nun einsetzt, und weiß sie sehr ernst zu würdigen. Man sagt mir: Gewiß, das alles ist richtig, aber eben dies ist ja unser tiefgehender Gegensatz zum Glauben Jesu an einen Vatergott, daß er uns überall in sittlichem Widerspruche zum thatsächlichen Weltbestande steht, uns weder genügt hinsichtlich dessen, was die Welt uns vor Augen stellt, noch hinsichtlich dessen, was wir von Gott selbst fordern müssen, um an ihn zu glauben.

Diesen Einwand kann und muß ich gelten lassen, wo er ehrlich erhoben wird. Er läßt sich auch nicht durch fromme Worte einschläfern, noch weniger durch eine Bußpredigt wegkommandieren, sondern nur durch gute Gründe entkräften. Es steht in Frage, ob das möglich ist.

Ich beginne mit dem ehrlichen Geständnisse, daß auch mir vieles in der Welt irrational, dunkel, fürchterlich geblieben ist trotz der Beleuchtung mit dem Scheinwerfer des Evangeliums. Und ich gestehe, daß ich über mancherlei immer und immer wieder schließlich nur Beruhigung finde im persönlichen Ewigkeitsglauben. Aber ich setze hinzu, daß ich diesen Glauben nicht als gefällige Aushilfe in den

letzten Nöten, sondern für das Ganze meiner Lebens- und Weltbetrachtung haben muß. Ich muß ein Leben vor mir haben, soll ich das ganze Leben und Weltenall nicht ironisieren und in teuflischer Fratze mich angrinsen lassen. Es ist der persönliche Ewigkeitsglaube mir verwachsen mit dem Glauben an den Vater und an mich selbst; ich könnte ohne ihn nicht sein Kind sein.

Nun aber zu eurer Frage: Warum hat die Gottheit, wenn sie ein Vater alles Lichtes ist, nicht reichlicher uns mit Licht bedacht, nicht rationaler unser Hirn und so irrational die Welt geschaffen? Das ist eine ernste Frage. Ehe ich meine Antwort auf sie gebe, eine Vorbemerkung. Jeder hat wohl von Großvater, Großmutter oder Tante bei einem düsteren Vorkommnisse, das ihm durch Herz und Seele schnitt, unter bedächtigem Neigen ihrer Häupter die Worte vernommen: „Wer weiß, wozu es gut ist!" So lächerlich es klingen mag, ich empfehle für alle Selbst- und Weltbetrachtung dies Wort zum Standorte der Betrachtung, und zwar so, daß ich die Frage in den Imperativ verwandle: „Erst wende alle Gedanken und alle Seelenkraft darauf, zu ergründen, wozu etwas dir gut, genauer: zweckdienlich ist oder doch sein kann, dann erst fang an, zu fluchen und zu verzweifeln oder dich in Demut zu beugen, je nach deiner ganzen Geistesart!" Ich

sitze nicht mit Recht im Dunkeln, solang ich noch ein einziges Zündholz in der Tasche habe, und der hat kein Recht, über die Nacht zu fluchen, der nicht alle Möglichkeit genutzt hat, um sie, und sei es auch nur zu einem Hundertstel, in Licht zu wandeln. Die erste Möglichkeit aber, die Finsternisse und Schreckniſſe dieses Daseins zu überwinden, liegt für mich nicht darin, daß ich vor ihrem Blicke erstarre, wie der Vogel vor dem Auge der Otter, und trostlos ihnen gegenüber resigniere, sondern sie zunächst einmal gelassen und scharf in das Auge nehme und mit aller Energie befrage: „Wozu seid ihr mir nütze", oder: „M ü ß t ihr sein um meinet- und meines Gottes willen?"

So, von dieser Position aus schlage ich nun eure Angriffe mit kurzem Gegenangriffe ab.

Ihr klagt die alte Klage über die dunkle Welt, die sich durchaus sträubt, vor euren Augen lauter Licht zu werden. Ich aber danke Gott und sage zunächst und im allgemeinen: „Habe Dank, daß mir nicht alles im Handumdrehen zu klarem Lichte werden will, und habe Dank, daß weder die vergangenen Geschlechter noch wir selbst bis heute mit dir und deiner Welt und mit uns selbst fertig geworden sind. Habe Dank, du weiser Vater, daß du die Bäume nicht in den Himmel und mich nicht in den Himmel der Selbstgefälligkeit und allseitigen Fertigkeit wach-

sen lässest, sondern jedem gelösten Rätsel gerade dann unmerklich, aber sicher, ein neues ungelöstes Rätsel bereits verknüpft hast, wenn ich über die Lösung des alten eben triumphieren will. Diese dauernde Unfertigkeit, auch intellektueller Art, ist mein Lebenstrieb; sie reizt mich ständig, über mich selbst hinauszukommen. Daß aber dieser Lebenstrieb nie in müder Resignation unkräftig ertrinke, gerade das verhinderst du, mein lieber himmlischer Vater. Denn auch die Rätsel empfange ich aus deiner Hand. So müssen sie mir nötig und dem Selbstgenusse meines Lebens und dem Zuwachse meiner Lebenskraft förderlich und dienlich sein."

Und daß es also ist, dessen bin ich nirgends gewisser als gegenüber eurer alten Verstandesklage: „Und sehe, daß wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen." Ihr klagt, warum die Welt und wir selber nicht rationaler geschaffen seien? Ich antworte: „Dazu, daß wir selber wahrhaft leben können!" Durch ein rationales, rein auf Verstand gestelltes All und Menschenleben würde der Selbstgenuß und vollends die Selbstschaffung meines Lebens derart vermindert und mir aus der Hand gewunden, daß ich mich bestens dafür bedanken muß. Eine kurze Erwägung, die an bereits Erwogenes anknüpft.

Der Verstand ist die relativ objektive Seite

unseres Geisteswesens. Seine Ergebnisse sind objektiver, uns bezwingender Natur. Das fertige Wissen vermittelt sich uns durch das einfache Nach de n k e n des Vorgedachten. Dem pythagoreischen Lehrsatz gegenüber giebt es keine Willensentscheidung. Wäre nun die Welt rein rational, so wäre sie längst zu solchen Verstandessätzen umgearbeitet oder könnte es doch sein. Nun denkt sie euch einmal so! Dann bestände unsere ganze Seelenarbeit ihr gegenüber im Nachkauen des Vorgekauten, wir würden gelebt und lebten nicht, die wissenden Alten fabrizierten die wissenden Jungen. Da habt ihr euer herrliches Ideal! Ich aber sage: Gott, habe Dank, daß du nur zu einem Drittel unser Geistesleben als Verstand und zu zwei Dritteln als Wille und Empfindung geschaffen und nur zu einem Drittel deine Welt dem Verstande zur Erfassung und zu zwei Dritteln der persönlichen Selbstentscheidung, der empfindenden Aneignung und wollenden Ueberwindung übergeben hast. Ich spreche das dankbar und frohlockend und fühle, daß mir das Blut heiß durch die Adern rinnt und wie sich die Muskeln spannen.

Zum Zweiten. Ihr klagt: „Gott — unser Vater, wie reimt sich das mit den Uebeln dieser Welt und mit dem Bösen?“ Ihr habt recht, das Uebel ist ein saueres Gericht, und es giebt Nachtstunden und

Schicksale, in die auch ich kein Licht zu bringen vermag. Und dennoch frage ich das Uebel: „Sag mir, *mußt* du nicht sein?“ Und es antwortet mir: „Ja, ich *muß* sein, wenn du nicht Schwätzer, Pharisäer und Gedankenjongleur, sondern *ein ehrlicher Mensch* sein willst.“ Im Schlaraffenlande mag man mit übereinandergekreuzten Beinen sitzen und sittliche Systeme von unerhörter Idealität erklügeln. Nur im Lande der Gegensätze, der Widerstände, Nöte, Finsternisse und des Bösen ist es möglich, aus einem Gedankenidealismus zu Willensrealismus, d. h. zu lebendiger Sittlichkeit und wirklichem Leben, zu That und Heldengröße aufzuwachsen oder in ihr Gegenteil hinabzusinken. Deshalb aber muß unser weiser Gott und Vater uns immer neue Widerstände schaffen, sobald wir die alten überwunden haben, vor allem aber vom dauernden Widerstande unseres alten, sittlich nach unten gravitierenden und körperlich zerfallenden Adams uns begleiten lassen. „Geschaffene“ können nur im „Gegensatze“ wirklich *leben*. Wer das durchdenkt bis ans Ende, der verflucht entweder seine ganze Existenz oder faltet auch hier zuletzt die Hände und dankt seinem Gotte. Ein Drittes giebt's — *nur für die Halben*!

Und denkt ihr hinab bis in die Tiefen, nicht nur mit dialektischen Künsten, sondern mit tiefem

Miterleben eurer Seele, dann blitzt vielleicht noch ein tieferer Gedanke euch durch das Hirn, und ihr seht, wie euer Vater euer Los selbst zu teilen beschlossen hat und auch hier mit seinen Kindern eines Geschlechtes ist. Ihr seht auch ihn kämpfen, einen wohl aus ihm selbst geborenen, aber doch nicht theatralischen Kampf, einen Kampf vielmehr, den er sich selber schaffen mußte, weil er sich selber als Gedanke nicht genug sein konnte, sondern seiner selbst als Wille und Centralfeuer des Alls, als der Kraft gewiß sein wollte, die alles Lebens tiefstes, wunderbarstes Element ist, als der Liebe. So schuf er dieses Weltenall mit all seinen Feuern und all seinen Finsternissen, mit seinen rationalen Höhen und seinen irrationalen Tiefen, eine Welt der Willensspannungen und Gefühlsgluten und darum wohl eine Welt des kämpfenden, aber im Kampfe um sich selbst sein Leben in allen Lebensformen erst selbst genießenden Lebens. Und daß der Kampf ja nicht nur Spiel sei seiner eigenen Kräfte, da löste Gott von seinem Leben, aus seiner tiefsten, reichsten, sich selbst hingebenden Liebe los — uns Menschen, und stellte uns wahlfrei sich selber gegenüber. Die Wahlfreiheit aber ist die Quelle, die thatsächlich Bitter und Süß zugleich, zugleich Gut und Böse, unseren Himmel und unsere Hölle hervorquellen läßt. Da ward es Ernst. Der Naturmonismus des

Lebens zerriß, es zerrissen die Stricke, die Schöpfer und Geschöpf unlöslich banden, der Dualismus ward geboren, und Gut und Böse kämpften um die Menschenseele. Und das Gute wuchs, und das Böse wuchs, und es wurden zwei Riesenmächte und ein Riesenkampf. Wes wird der Sieg sein?

Da ist der Punkt, wo unsere größten religiösen Genien mit der ganzen Kraft ihrer Seele eingesetzt haben. Er muß Gottes sein, sagen sie leuchtenden Auges und mit erglühender Seele und beginnen als ihres Gottes Mannen, als seine Mitstreiter und Mitarbeiter seinen großen, heiligen Kampf hienieden zu schlagen. „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert", *) ruft Jesus, „Zieht an den Harnisch",**) fällt Paulus ein, „Daß wir hier ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu dir dringen," fährt Luther fort.

Wer jemals tief und wahr, nicht mit frömmelndem Geschwätze, sondern mit innerem Miterleben an Jesu Seite im Seelenringen der Versuchung gestanden, mit ihm „den Ansturm auf Zion" erlebt, mit ihm zu Gethsemane und auf Golgatha gewesen ist, der weiß dies: Es handelt sich in Jesu Kindesreligiosität nicht um ein weichliches, süßliches Wesen und unselbständiges Kindersein. Wohl zeigt die Größe der

*) Matth. 10, 34. **) Eph. 6, 11.

Gotteskindschaftsreligion sich gerade darin, daß sie auch die weichsten, süßesten, empfindsamsten Töne in ihrer Symphonie ertönen läßt und sie verwendet als Lösung der gewaltigen Spannungen, als erquickende Intermezzos im großen Drama, als innige Erholungsstunden im heißen Kriege des Lebens. Der Grundzug der Gottessohnschaft aber ist doch der, daß sich die Söhne fühlen als Mitstreiter ihres Vaters in seinem heiligen Kampfe und lieber das Leben lassen, als daß sie ihres Vaters Sache im Stiche lassen. Es handelt sich um eine Kindesliebe, die sich allerdings in tiefster Ehrfurcht dem Vater zu beugen weiß, die uns aber durch solche Beugung nicht zu geknickten und gebrochenen Existenzen macht, sondern uns hier zur umfassendsten und vertrauensvollsten Hinnahme und Schätzung der Welt und dort zur starrsten Selbständigkeit gegenüber den Dingen und Menschen dieser Welt gelangen läßt. Weltbejahung und Weltverneinung, beide um Gottes und des Guten willen, liegen nebeneinander bereit, sich verwenden zu lassen, je nachdem der Vater es vom Kinde, die Seele es um ihres göttlichen Charakters willen von uns selber fordert.

Damit verfliegen aber alle jene Einwände gegen die Kindschaftsfrömmigkeit, als sei sie weichlich, schwächlich, unselbständig, wie Dunst vor der Sonne. Wir haben ja die Antwort auf die Frage, was es

um diese Frömmigkeit sei, weder bei irgendwelchen Pietisten noch bei Franz von Assisi zu suchen, sondern bei Jesus selbst. In seinem Munde aber findet sich nie ein empfindsames „Ich darf leiden", sondern nur ein ernstes „Ich muß!" Und auf Golgatha hat er die Antwort auf die Frage nach seiner Frömmigkeit so deutlich gegeben, daß es kaum begreiflich ist, wie man sie mitunter so überhören und mißverstehen konnte. Der Vatergott Jesu hat von seinem größten Kinde auch die größte That eines selbständigen Mannesherzens verlangt: sich selber opfern in freiem Entschlusse, weil der große, heilige Lebenszweck es forderte, aber sich opfern nicht in Verbissenheit und heroischem Gleichmute mit einem Lächeln der Weltverachtung auf den Lippen, sondern sich opfern mit tief empfindender Seele und mit einem Herzen, das bis zuletzt die liebe Gotteswelt und die Menschen in ihr mit unendlicher Liebe umfängt.

Was soll mir da der Gedanke, man müsse über den Vatergott und die Gotteskindschaft hinaus zu geistigeren und idealeren Höhen steigen? Mir scheint, die so sprechen, haben entweder keinen alten Adam, den man in täglichem ernstem Kampfe zum Schweigen zu bringen hat, und um deswillen man immer in Demut vor seinem Gotte steht, oder sie fahren im Luftballon der Gedanken so hoch über

dieser Erde hin, daß sie den Blick für ihre Wirklichkeiten verloren haben und ich ihnen nicht folgen kann.

Wollen sie einen „geistigeren" Gott? Nun, wir haben nie gegen das Wort gekämpft: „Gott ist Geist".*) Wir wissen, es muß starr und ernst aufgerichtet bleiben gegenüber aller Herabwürdigung des Gottesdienstes zu äußerlichem Formelwesen. Aber wir wissen auch dies, das religiöse Herz, das mit seinem Gotte sprechen, ringen, kämpfen und sich auch ausruhen will an seiner Brust, verlangt durchaus nach mehr als nach der Offenbarung: „Gott ist Geist."

Man beobachte sich doch nur selbst! Sobald dieses Wort: „Gott ist Geist" an ein Ohr schlägt, da zieht es schon vor dem inneren Auge hin wie ein webendes, schwebendes, zerfließendes und doch sich gestalten wollendes Etwas. Nur findet die suchende Seele gegenüber diesem Worte nicht die Kraft der Veranschaulichung. Sie möchte aus dem eigenen geistigen Wesen des Menschen ein zureichendes Bild formen, aber da findet sie nur individuell verfestigte Züge. Das die Anschaulichkeit negierende Wesen des Geistes selbst entwindet sich ihrer Gestaltung und läßt gestalt- und wesenlos ohne die Anschauung auch das Herz kalt und leer.

*) Joh. 4, 24.

Die Negation „Geist" verlangt neben sich eine Position, einen Inhalt, an dem das Gemüt erwarme. Nun fanden Vernunft und Herz in Natur und Geschichte den Schöpfer und Herrn. Es fügten sich allmählich auch die Züge der Weisheit, Güte und Geduld seinem Bilde bei. Aber je mehr das sittliche Bewußtsein sich vertiefte, um so düsterer ward das richterliche Angesicht der zürnenden Gottheit. Aus dem unseligen Widerspruche zwischen Wollen und Vollbringen, Wissen und Thun, Scheinen und Sein arbeitete sich das gequälte Menschenherz nicht eher zu Mut und Kampfesfreude, Friede und Kraft hindurch, als bis es durch Jesus in Gott den „Vater" gefunden hatte.

Gewiß ist dieses unser tiefstes und heiligstes Wort, für den kalten Verstand nur „Bild". Wohl, aber wer nur ein wenig in Erinnerung hat, was wir im ersten Teile dargethan, der weiß, wir können nach der ganzen Art unseres Geistes über das Geistige und vollends über das Göttliche nur in Bildern und Gleichnissen reden. Aber die Bilder sind warmblütig und voll Leben, die abstrakten Verstandesformeln sehen geistig aus, sind aber, bei teilweisem „regulativem" Werte, blutlose Schemen und nichts als wandelnde Negationen, mitunter auch furchtbare Gespenster, die Schreckniſse und Qualen über die Menschheit gebracht haben. Wollte Gott, die Kirche

hätte immer in der lichten Bilderſprache unſeres Herrn Jeſu über Gott geredet, ſtatt durch abſtrakte Formeln dem Leben und den Seelen einen Strick zu drehen!

Wir können wahre Lebensfülle nur in Bilder und Gleichniſſe gießen. Und Gottes ganze Lebensfülle wird uns auch nur unter Bildern erlebbar. Es giebt aber für Gott kein Bild und Gleichnis, aus dem uns ſolche Lebensfülle zuſtrömte, das ſo ſchlicht und rein und tief all jene oben zu Gehör gebrachten Leitmotive der wahren Frömmigkeit in ſich vereinte, als eben dies: „Gott iſt mein Vater“. Mag es dem kalten Verſtande nichts ſagen, dem warmen Herzen iſt es alles: Entlaſtung und Spannkraft, Erlöſung und Selbſthingabe, Freiheit und Gebundenheit, Selbſterkenntnis und Selbſtvertiefung, Demütigung und Erhebung, Licht, Kraft, Sieg, Leben.

In dieſem einen Worte „Vater“ mündet unſer ganzes Sehnen und Suchen immer wieder friedevoll ein, von dort aus ſtrömt alle Lebenszuverſicht und Lebenskraft uns immer wieder zu. Denn mit all ihrem tiefſten Sehnen und Suchen hat ja unſere Seele zuletzt nur ein einziges großes Ziel, ſie ſtrebt danach, ſich an den Centralquell alles Lebens anzuſchließen, mit Gott in friedevolle und Kraft verleihende Gemeinſchaft zu treten. Kein Wort aber haben wir bei all unſerem Suchen und Forſchen und

Fragen gefunden, das diese Gemeinschaft uns gab und inniger und tiefer hätte geben können, als das Wort des Nazareners: „Gott ist euer Vater, ihr seid seine lieben Kinder."

Denn wir haben in unserer Seele nur eine einzige Kraft gefunden, die wirklich Herz an Herz und Geist an Geist schließt, und sie heißt „Liebe". Und wir kennen keine Kraft, die uns mehr über uns selbst hinaushöbe und besser Selbstsucht und Sinnlichkeit und allen Todesfraß der Sünde an uns überwände, als eben die Liebe, die nicht sich lebt, sondern dem, den sie liebt, und die, wenn sie Gott liebt, den Reinen und Heiligen, eben auch ihm lebt und zwar zu leben sucht in Reinheit und Liebe, die ihm gefällig sind. Und wir haben keine Liebe auf Erden gefunden, die Ernst und Freundlichkeit, Kraft und Tiefe, Hoheit und belebende Wärme, freundliche Ruhe und treibende Energie so zu vereinen und auszuströmen wüßte, wie die Vaterliebe es vermag im Verhältnis zu ihren Kindern.

Und so haben wir voll herzlichsten Vertrauens Jesus die Hand gereicht und haben mit ihm zum Himmel aufgeschaut und gesprochen: „Vater unser in den Himmeln", und haben mit ihm über die Erde hingeblickt und zum Sturme und zum Sonnenglanze und zum kleinen Sperling und zur holden Lilie und

zum verachteten Unkraut und zu den Menschen, zu den Guten und zu den Bösen, und zu uns selbst, die wir so heiß begehrten, gut zu sein, das eine große Wort gesagt: „Ihr alle habt einen Vater, ihr alle sollt seine Kinder sein."

Und es wurde uns dies Wort das Leben unserer Seele, ihr Richter und ihr Heiland, ihr Ernst und ihre Seligkeit, ihr frohes Vertrauen und ihre weinende Ergebung, ihr Kraftgefühl und ihr Stahlpanzer im Kampfe.

Wir können dies Wort nicht „beweisen", aber es hat sich uns erwiesen als die einzige Kraft, aus der heraus wir leben, wirklich leben können. Und darum werden wir nimmer von ihm lassen.

Verlag von **Paul Waetzel** in **Freiburg i. B.** und **Leipzig.**

Im Kampf um Gott und um das eigene Ich.

Ernsthafte Plaudereien

von

Karl König.

Inhalt: 1) Gemaltes und wirkliches Leben. — 2) Gott und die Idee der besseren Welt. — 3) Das Uebel an sich — das Uebel für mich. — 4) Sünde. — 5) Die Tragik in Gott und ihre Lösung im Menschen. — 6) Der Glaube der Seele an sich selbst. — 7) Masse und Ich.

Preis fein gebunden M. 1.50.

Das Werkchen ist von der gesamten den religiösen Fragen dienenden oder doch für sie interessierten Presse, Tagespresse wie religiösen Zeitschriften, mit wärmster Zustimmung aufgenommen und seine Verbreitung energisch befürwortet worden. So gewiß das Urteil eines Kritikers, daß ein undogmatischeres Christentum als das hier vertretene nicht gedacht werden könne, richtig ist, so erfreulich ist es, daß trotzdem das Buch auch auf die dogmatisch gebundenen, „strenggläubigen" Kreise seine Wirkung nicht verfehlt hat. Sie erkennen unumwunden an, daß es ihnen die besten Waffen zum Kampfe gegen den Atheismus liefere, und scheuen sich nicht, ihm warme Empfehlungsworte zu widmen. Noch herzlicher freilich war naturgemäß die Aufnahme dieser aus persönlichstem Ringen mit den tiefsten und ernstesten Lebensproblemen entstandenen Meditationen bei allen denen, die die Religiosität, bei aller ihrer gemeinschaftsbildenden Kraft doch als die persönlichste, innerlichste, freiste Sache zwischen sich und Gott anzusehen gelernt haben. Einige Urteile mögen dies erhärten.

Tagespresse:

Der Kritiker der „Tägl. Rundschau" schreibt zum Schlusse einer eingehenden Anzeige: „Ich habe seit Jahren kein Buch gelesen, das so mit der Gewandtheit modernen Stils und doch ohne jegliche Borniertheit die schwersten Lebensprobleme zu erörtern weiß, und auch seit Jahren kein Buch, das so vorzüglich sagt, was Persönlichkeitsreligion ist."

Münchener Allgem. Ztg.: Ehrlich Suchenden kann das Buch ein Wegweiser werden.

Hannoverscher Courier: Ein ganz vortreffliches Buch ... Nervösen und Blutarmen, Zweiflern und Phantasten kann es als Stahlkur dienen.

Basler Nachrichten: So viel darf auch an dieser Stelle gesagt sein, daß die menschenschaffende Schöpferkraft des Glaubens, der wirklich einer ist und nicht Ueberlieferung, hier einen eindrucksvollen Anwalt gefunden hat.

Allg. Schweizer Ztg.: Da ist keine Schablone und Formel, keine Schulmeisterei und Pedanterie, kein Doktrinarismus und Dogmatismus, aber sprudelnde Fülle, fröhlicher Glaube und frischer Mut ... Die Leichtigkeit und Anmut der Darstellung ist nur dem möglich, der die Sache, von der er spricht, in gleicher Weise beherrscht wie die Form.

Hamburger Fremden-Blatt: Das Werk sei denen empfohlen, die mit den Rätseln des Lebens ringen und noch nicht wissen, ob sie Staub oder Geist sind.

Magdeb. Ztg.: Wir brauchen Freunde und Bücher der Art recht sehr und haben davon doch nur recht wenige.

Dorfzeitung: Königs Buch hat viele Stellen, die wir zwei- und dreimal lesen, die uns in die Seele greifen, so daß wir, ohne es zu merken, plötzlich selbst mitten im Kampf stehen um Gott und um unser Ich. Das will aber gerade das Buch, und dies soll es.

Hamburger Korrespondent: Es kennzeichnet sich selbst im Titel. Es ist eine Plauderei, frei von aller Schablone, ohne irgend welchen Anflug von Schulweisheit, gelegentlich wohl auch scherzend und dabei doch tiefernst, denn es führt hinein in die tiefsten Fragen des persönlichen, d. i. des sittlichen und religiösen Lebens.

Freiburger Ztg.: Ein an Gemüt und Geist gleich reiches Buch.

Badische Landesztg.: Es ist nicht jedem gegeben, große philosophische Werke zu lesen, und doch fühlt ein jeder, der wahrhaft leben will, das dringende Bedürfnis, den Kampf um Gott und um die eigene Persönlichkeit zu führen. Doch bei vielen bedarf es der Leitung hierzu. Mit Freuden weisen wir daher auf das mit großem Scharfsinn ohne jede Dialektik geschriebene Buch Karl Königs hin, das dem Leser auf alle Fälle Bereicherung, wenn nicht sogar dauernde Richtung seiner suchenden und irrenden Gedanken geben wird.

Deutsche Litteraturzeitung: Die Selbständigkeit und Hoheit der sittlichen Persönlichkeit wird gegenüber der Körpermasse, der Naturmasse und der Gesellschaftsmasse in ebenso lichtvoller wie energischer Weise geltend gemacht.

Die Hilfe: Er ist immer interessant, niemals verletzend und niemals weichlich.

National-Zeitung: Von Anfang bis zu Ende wird der Leser gefesselt durch die Tiefe der Gedanken und die dem Leben abgelauschten Bilder, durch die plastische Form und die ungeschminkte Wahrhaftigkeit. Für jeden Gebildeten geschrieben, verdienen diese ernsthaften Plaudereien viele Leser; sie bringen ihnen reiche Belehrung und Anregung.

Religiöse Blätter.

Der Protestant: In den vorliegenden „ernsthaften Plaudereien" zeigt sich ein starkes inneres Leben im Kampf mit den Problemen der Zeit, und es ist unmöglich, daß dies Leben nicht auf den Leser wirken sollte.

Die christl. Welt: Es sind lebhaft strömende Ergießungen eines denkenden Geistes, persönlichste Selbstbekenntnisse eines Gottsuchers, der in heißem Bemühen sich die gewisse Zuversicht seines Glaubens sieghaft erkämpfte ... Da mitzugehen, führt nicht immer auf bequemen Pfad, sondern in allerlei Höhen und Tiefen der Gedanken, die nicht ohne Mühe erreicht werden können. Aber es lohnt sich, mitzugehen. Vielen suchenden Seelen unserer an Zweifeln und Zagen so reichen Zeit wird das Büchlein ein sicherer Wegweiser zu dem lebendigen Gott sein können; ihnen vor allem sei es in die Hand gegeben. Und da wir alle doch zu den Suchenden gehören, mögen es auch die lesen, die den Vater Jesu Christi schon als ihren Vater gefunden zu haben meinen; es kann sie alle stärken.

Deutsches Protestantenblatt: Wir haben hier einen Apologeten der idealen, religiösen Weltanschauung, der sich Gehör verschaffen wird.

Prot. Monatshefte: .... Dabei wechseln schwungvolle Ergüsse mit derben Wendungen, sinnige kleine Bemerkungen mit gedankentiefen Ausführungen, nüchterne, bleischwere Beobachtungen mit kühnem Durchhauen des Knotens ... Er hat keine Lust, sich von Begriffen die Kehle zuschnüren zu lassen oder im allmächtigen Milieu zu ertrinken.

Evang. Kirchenblatt für Schlesien: Dieser zugleich ernsthafte und plaudernde Ton wird dadurch möglich gemacht, daß von System und Theorie hier wenig zu merken, sondern alles in erster Linie der Erfahrung entnommen ist, ohne irgend welche Aengstlichkeit in der Wahl der Thatsachen und Situationen, und daß der Inhalt deshalb ebenso packend wie festigend und zusammenfassend auf das innere Leben, aufbauend auf die innere Persönlichkeit wirkt.

„Wahrheit". Erste deutsche Zeitschrift in Japan: .... Das geistvolle, scharf mit ethischem Salz gewürzte Büchlein verdient wirklich eine mehr als gewöhnliche Beachtung bei gebildeten Christen.

Der Verfasser hat für die schweren Probleme die leichte Form der Plauderei gewählt und hat wohl recht mit seiner Ansicht, daß man mit Grazie beim gebildeten Laien mehr als mit schwerem wissenschaftlichen Tritt erreicht.

Schweizerisches Protestantenblatt: Die Lösungen sind tief, kraftvoll, selbstgedacht und vor allem selbst erlebt, fromm und frei, beides in tiefem, gutem Sinne.

D. Sulze im Ev.-prot. Kirchenbl. f. Baden: .... Das Lehrreichste und Förderndste an seiner Schrift ist eben dies, daß man durch sie lernen kann, nicht doktrinär, sondern aus lebendiger Erfahrung, produktiv und gedankenvoll über Religion zu reden.

Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters.

Versuch einer Versöhnung der natürlichen und göttlichen Welt- und Lebensauffassung

von

F. Gerstung.

Gute Ausstattung. Preis 1 Mk.

Der Verfasser dieses ungemein anregend geschriebenen Büchleins ist seines Zeichens Pfarrer. Das ist deshalb bemerkenswert, weil hier einmal ein Theologe von Beruf von einem nicht theologischen Standpunkte aus den kühnen Versuch unternimmt, eine Versöhnung zwischen der natürlichen und der übernatürlichen Welt- und Lebensauffassung zu stande zu bringen. Herr Gerstung bekennt mit einer wohlthuenden Offenherzigkeit, daß er seinen Weg zur Versöhnung der beiden einander scheinbar ausschließenden Weltanschauungen durch „die tiefsten Tiefen radikalsten Materialismus und schärfster Gottesleugnung hindurch" gefunden habe. Er giebt aber in diesem Schriftchen nicht sowohl eine psychologische Analyse seiner eigenen seelischen und intellektuellen Kämpfe und Umwandlungen, als vielmehr eine scharfsinnige Analyse gewisser, auf streng naturwissenschaftlichem Wege gewonnener Beobachtungen aus dem Bienenleben, die ihn dazu

bringen mußten, an gewissen Grunddogmen der Selektionslehre — denn leider muß man auch von solcherlei Dogmen reden — ernste und begründete Zweifel zu hegen. Herr Gerstung kennt seinen Darwin recht gut, und er besitzt genügend naturwissenschaftlich geschulten Scharfsinn, um die Achillesferse der Selektionslehre sofort herauszufinden. Es bleibt doch in der That eine starke Zumutung an unseren Verstand, daß die ausnahmslos nach Ursache und Wirkung sich vollziehende Entwickelung in der organischen Welt in letzter Linie auf den Zufall sich gründen soll, nämlich auf den Zufall, daß einmal irgendwann und irgendwo eine Eigenschaft in der Bildung eines Organismus hervorgetreten sei, die ihn in den Stand gesetzt habe, im Kampfe ums Dasein gegen seine Mitbewerber obzusiegen. Diese zufällige Eigenschaft sei dann aber im Wege der Individualauslese zu einem bleibenden Artmerkmal geworden. An der Entwicklung „des Biens" weist Herr Gerstung die Unhaltbarkeit dieser Auffassung nach, setzt dagegen den Zweckmäßigkeitsbegriff, aber den durch den Instinkt unabänderlich bestimmten und beschränkten, in die ihm gebührenden Vernunftrechte wieder ein ....

.... Unbedingt beipflichten wird man dem Verfasser in der Verächtlichmachung geradezu lächerlicher Hineintragung menschlich-sittlicher Empfindungsäußerungen und Handlungen in die Tierwelt. Es ist und bleibt ein grober Denkunfug — auch so etwas giebt es leider —! von Tierstaaten zu reden und von bewußten „staatlichen" Einrichtungen innerhalb einzelner Tierarten. Diesen logischen Unsinn hat Herr Gerstung sehr bündig als einen solchen hingestellt und an der Hand seiner Beobachtungen am „Bien" auch als solchen aufgezeigt. Schon aus diesem Grunde ist das Büchlein ungemein schätzenswert und wert, von vielen mit aller Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Denn der gedankenflache Materialismus, vor dem alle Rätsel der Welt und des Menschendaseins gelöst dazuliegen scheinen, ist genau so schlimm für die Entwickelung unserer Erkenntnis wie der jeden Zweifel brutal niederschlagende dogmatische Bekenntnisstolz.

Berliner Tageblatt.

.... eine „Versöhnung der natürlichen und göttlichen Welt- und Lebensauffassung", wie sie mir sicherer begründet und Kopf und Herz befriedigender kaum vorgekommen ist.

D. Protestantenblatt.

.... Die Zahl der ursprünglich zweifelnden oder ungläubigen Denker ist nicht gering, die auf dem Grunde der durchwühlten und durchleuchteten Welt nichts andres gefunden haben, als den alten Gott des Katechismus. Zu ihnen gehört der Pfarrer F. Gerstung, der seine Erfahrungen in diesem vortrefflichen Büchlein niedergelegt hat ....

Grenzbote.

.... Der Verfasser ist ein Mann, frei von Selbstüberhebung, nur erfüllt von dem ehrlichen Streben nach Klarheit und innerem Frieden, ein Kämpfer, dessen Waffen weder in salbungsvollen Bibelsprüchen, noch in der beißenden Ironie so vieler seiner Partner und Gegner bestehen. Und deshalb empfehlen wir die Lektüre des Buches jedem, der noch nicht mit seiner Welt- und Lebensanschauung im reinen ist.

Die Natur.

.... Mit ganzem Ernst und ganzer Kraft sucht Gerstung an dem Nachweis mitzuarbeiten, daß die Natur den Geist zur Voraussetzung hat und daß sich nur von Gott aus das Rätsel des Lebens löst. Und das Seltene und Durchschlagende an seiner Beweisführung ist dies: es wird alles naturwissenschaftlich fundamentiert. Der wundersame Organismus des Bienenlebens ist das Naturfundament, auf dem sich der Glaubensbau erhebt. Gerade dadurch bedeutet Gerstungs Buch für die ernste Naturwissenschaft eine Leistung, an der nur Hochmut oder Feigheit ohne gründliche Stellungnahme vorüber kann.

Litt. Beil. z. kirchl. Korr.-Blatt.

.... wünschen wir, daß alle nach harmonischer Durchbildung von Geist und Charakter strebenden Schichten unseres Volkes das Schriftchen zur Hand nehmen, um im Kampfe um die Weltanschauung einen vorurteilsfreien und sachlich begründeten Standpunkt zu gewinnen.

Allg. deutsche Lehrerzeitung.

.... jeder, der auch auf ganz anderem Standpunkte steht, wird das Büchlein wegen des darin sichtbaren warmen Interesses, der feinen Entwicklung, der gesunden Beurteilung der psychischen Dinge gern lesen. **Naturwiss. Wochenschrift.**

.... zu empfehlen allen denen, welche, im Kampf um die Weltanschauung stehend, eine Versöhnung zwischen Naturwissenschaft und Christentum, zwischen natürlicher und göttlicher Lebensauffassung, zwischen Kopf und Herz, Verstand und Gemüt herbeisehnen: sie vernehmen die frohe Botschaft, daß es nicht nötig ist, zeitlebens mit dem Herzen ein Christ, aber mit dem Kopfe ein Heide zu sein, sondern daß ein gesunder Friede zwischen beiden, eine volle Versöhnung beider nicht nur wünschenswert und möglich, sondern eine Notwendigkeit ist. **Kirche.**

Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01197 3247